



A. Pinfel Del. & fec. 1796.

Das
Schleifermädchen
aus
Schwaben



Erstes Bändchen.

Frankfurth am Main
bey Friedrich Eslinger 1796.

Petermann sc.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I n h a l t.

Erstes Kapitel.

Hans Reiters, des Schleifermeisters Industrie, und Spekulation. Er verheirathet sich aus Dankbarkeit. Seite 4

Zweites Kapitel.

Hans Reiter hat seine eigene Art, sein Hannchen zu erziehen. 15

Drittes Kapitel.

Hannchens Schönheit und Charakter. 20

Viertes Kapitel.

Eine Kapuzinerpredigt. Ihre Wirkung auf Hannchen. Sie weiss nicht, ob sie schon unreine Gedanken gehabt habe. 29

Fünftes Kapitel.

Hannchen beichtet dem Stadtpfarrer, und
 erfährt noch etwas mehr, als: was unreine Gedanken sind. S. 36

Sechstes Kapitel.

Apologie auf die Ohrenbeichte. 42

Siebentes Kapitel.

Fremde Wirkung, welche die Beichte auf
 Hannchen macht. 52

Achtes Kapitel.

Hannchen wird von der Mutter überrascht. Der Doktor heilt das Mädchen von einer entsetzlichen Seelenkrankheit. 56

Neuntes Kapitel.

Der Postmeisterssohn, Wilhelm Berger, verliebt sich in Hannchen. 69

Zehntes Kapitel.

Berger isst Blut. 75

III

Elftes Kapitel.

Man sieht, dass es in Bergers Kopf nicht richtig ist. Der Postmeister. S. 79

Zwölftes Kapitel.

Unerwarteter Nachtbesuch bei Hannchen. 86

Dreizehntes Kapitel.

Der Postmeister macht seinem Sohn einen Besuch mit der Kourierpeitsche. 92

Vierzehntes Kapitel.

Fürchterliches Donnerwetter. Noch fürchterlichere Gotteslästerung. Folgen davon. 96

Fünfzehntes Kapitel.

Der Postmeister kommt in den Stock. 105

Sechszehntes Kapitel.

Hans Reiter misbilligt Hannchens Liebe. 115

IV

Siebenzehntes Kapitel.

Geschichte des Herrn Stadtkapellans Strehler. S. 122

Achtzehntes Kapitel.

Herrn Strehlers eifrige Seelsorge. 137

Neunzehntes Kapitel.

Berger im Gefängnis. Kurzweil des Schergen Martin mit ihm. Frommes Besorgnis der Frau Bürgermeisterin für seine Hinrichtung. 142

Zwanzigstes Kapitel.

Kriminalverhör. 151

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Hannchen ist eine sehr gelehrige Schülerin von Herrn Strehler. 157

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Herr Strehler macht sich für seine Mühe bezahlt. 163

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Der Reichsstadtmagistrat fällt das Todesurtheil über Berger. Bangigkeiten der Frau Bürgermeisterin. S. 172

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der Postmeister hat seine eigene Art, sich zu trösten. Hans Reiter verwendet sich umsonst für Berger. Edikt des Reichsstadtmagistrats. 187

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Universität bestätigt das Urtheil. Es wird Bergern angekündigt. Der Armensünderpater. 193

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Bergers entsetzliche Unbusfertigkeit. Feierliche Zurüstung zum Armensünderfeste. 201

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Des Armensünderpaters eitles Bemühen. Schrecken der Stadt über Bergers Unbusfertigkeit. 209

VI

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Gerichtstag. Hannchens Heldenthat.
Studenten- und Schergenkrieg. Got-
tesschänderische Entweihung der Pfarr-
kirche. S. 217

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Excommunicatio latae sententiae. Der
Doktor macht eine glückliche Entdek-
kung. Der Reichsstadtmagistrat kömmt
ausser Fassung. 228

Dreissigstes Kapitel.

Trauerprozession, und anderes Volks-
spektakel. 235

Ein und dreissigstes Kapitel.

Der Postmeister giebt den Studenten ein
Fest. Neue Kirchweihe. 241

Zwei und dreissigstes Kapitel.

Hannchens letzte Unterredung mit Herrn
Strehler. 250

VII

Drei und dreissigstes Kapitel.

Hans Reiters Gründe gegen Hannchens Liebe zu Berger. Er wärmt das Projekt, Hannchen zum Herrn Vetter zu schicken, mit besserem Erfolg auf.
S. 272

Vier und dreissigstes Kapitel.

Progressen des Herrn Stadtkapellans mit einer Rosshändlerin. 276

Fünf und dreissigstes Kapitel.

Der Rosshändler macht seinen Prozess beim Konsistorium in *** anhängig. Schlimme Aspekten für den Herrn Stadtkapellan. Endliche Entscheidung. Folgen. 299

Sechs und dreissigstes Kapitel.

Hannchen reist in die grosse Stadt zum Herrn Vetter. 307

Die ...

Es ist ...
...
...
...
...

...

...
...

...

...
...
...
...
...
...

...

...
...

...

...
...

Das
Schleifermädchen
aus Schwaben.

Erstes Bändchen.

Aliquando præterea rideo, jove, ludo: utque
omnia innoxiae remissionis genera breviter amplectar,
homo sum. Nec vero moleste fero hanc esse de
moribus meis existimationem, ut qui nesciunt ta-
lia, doctissimos, gravissimos, sanctissimos homines
scriptitasse.

PLIN. L. 5. Ep. 3.

Erstes Kapitel.

*Hans Reiters, des Schleifermeisters,
Industrie und Spekulation. Er heu-
rathet aus Dankbarkeit.*

Einer der vermöglichsten Bürger in der Reichsstadt ** in Schwaben ist der Schleifermeister Hans Reiter. Er erwarb sich seinen Reichthum mit der Arbeit seiner Hände und im Schweisse seines Angesichts. An Redlichkeit und deutschem Biedersinne kömmt ihm keiner in der Stadt gleich. Der berühmte Glücksspieler Wall hatte mit einer einzigen Pomeranze ein ausgezeichnetes Glück gemacht. Er setzte sie gegen einen Thaler, gewann ihn, wagte diesen Thaler an mehrere, und erspielte sich nach und nach eine Summe

von einigen Millionen. Hans Reiter that mehr, als Wall, ob er gleich weniger gewann. Er war der Sohn eines armen Tagelöhners in einem nahegelegenen Dorfe; er lernte das Schleiferhandwerk, und machte, nach der Gewohnheit des Landes, einige Jahre Wanderungen, ohne indessen sehr weit gekommen zu seyn. Wohlgekleidet, und mit einem ersparten Kapitälchen von sechszig Thalern, kehrte er aus der Fremde zurück. Die Schleifmühle im Reichsstädtchen war gerade feil; er kaufte sie um siebzig Thaler an sich, indem er noch zehn dazu geborgt hatte. Drei von seinen Vorfahren sind in kurzer Zeit auf der Schleifmühle zu Grund gegangen. Hans Reitern prophezeihte man ein ähnliches Schicksal, aber man that ihm Unrecht, wenn man ihn mit den Vorigen in eine Klasse setzte. Er war im Stande, in einem Tage die ganze Stadt, wenigstens auf eine Wo-

che, mit Schleiferarbeit zu versorgen; aber so würde er auch eine ganze Woche ohne Arbeit gewesen seyn! Hans Reiter gieng daher auf Spekulation aus, setzte seinen Schleifstein auf einen Schubkarren, wanderte damit von Dorf zu Dorf, und schliff einer Nachbarschaft von zehn Meilen in die Runde, Winter und Sommer, Jahr aus Jahr ein, bei Hitze und Kälte, in Regen und Sturm, alle Messer, Scheeren, Kneippen, Hacken, Beile, Sicheln, Sensen, u. s. w.

Hans Reiter war ein hübscher wohlgewachsener Bursche, voll muntern Wesens, voll Kraft und Gesundheit. Er sang Dorf auf Dorf ab sein artiges Liedchen; wusste hübsch viele Sprüchwörter und wunderbare Räthsel; erzählte den Leuten gar schöne Geschichten aus Historienbüchern, worinn er Sonntags zu lesen pflegte, und hatte überhaupt mancherlei kurzweilige Einfälle,

worüber die Bauern oft aus vollem Halse lachen mussten. Hans Reiter wurde überall wohl gelitten. Wenn er in ein Dorf kam, versammelte sich Jung und Alt in Schaaren um ihn. Er schliff, und erzählte zugleich. Manche Dorfschöne liess sich ein Messer, oder eine Scheere bei ihm schleifen, ohne es nöthig zu haben. Die Bauern rissen sich um ihn. Bei diesem ass er die Morgensuppe; bei jenem wurde er zum Mittagessen genöthiget; hier nahm ihn einer zum Dreibrod; dort bot ihm ein anderer die Nachtherberge an. Er bekam Brod, Mehl, Speck, Schinken mit auf den Weg, so viel er nur auf den Karren laden konnte. Er richtete seine Wanderungen so ein, dass er immer am Freitage Mittags nach seinem Geburtsorte zurückkam, wo er bei seinem alten, armen Vater seine Geschenke absetzte, und ihm öfters auch ein Fässchen braunes Bier mitbrachte. Den

nämlichen Tag Abends, gieng er in die Stadt, machte am Sonnabend die indessen angekommene Arbeit, las am Sonntage Vormittag in seinem Historienbuche, trank Abends in der Schenke seine Kanne Bier, und sang mit den Burschen sein Liedchen dazu; und trat dann am Montage, noch vor Anbruch des Tages, seine gewöhnliche Wanderung wieder an.

Hans Reiter sammelte sich auf diese Art ein Stückchen Geld, und war verlegen, was er damit anfangen sollte. Ein Zufall eröffnete ihm einen sehr guten Ausweg dafür. Er sah in einem Dorfe an einem Abend vor einer armen Hütte ein altes Mütterchen auf einer Bank sitzen, und bitterlich weinen. Liebe Mutter, sagte er, warum weint ihr? Ach mein Gott, erwiederte sie, warum soll ich nicht weinen? Unser ganzes Vermögen bestand in einer Kuh; die ist uns krepirt, und wir sind jetzt so viel als Bettelleute.

Hans Reiter. Könnt ihr denn keine andere Kuh kaufen?

Das alte Weib. O du lieber Gott, wir haben nicht einmal so viel, um den Abdecker bezahlen zu können.

Hans Reiter. Wann zahlt ihr mich wieder, wenn ich euch Geld zu einer andern Kuh gebe?

Das alte Weib. Nein, lieber Hans, das geht nicht an. Ich und meine Kinder wären in unserm Leben nicht mehr im Stande, ihn wieder zu bezahlen. Er muss sein Brod auch sauer verdienen.

Hans Reiter. Wisst ihr was, ich kauf' euch eine Kuh. Ihr zahlt mir jährlich einen Gulden Zins. Habt ihr das Geld nicht, so gebt ihr mir Schmalz, oder Butter dafür; ich will's schon wieder an Mann bringen. Wirft die Kuh ein Kalb, so verkaufen wir's, und theilen den Betrag.

Das alte Weib. O goldener Hans, unser lieber Herrgott hat ihn hergeschickt. Aber wenn wir unglücklich wären, und die Kuh auch krepirte —

Hans Reiter. So lassen wir sie krepiren; und ich kaufe wieder eine andere. Kommt auf den Sonnabend zu mir in die Stadt; ich geb' euch das Geld. Behüt' euch Gott, und hört auf zu weinen.

Er machte, als er gieng, seine Berechnung, und fand seinen Vorthail vortreflich dabei. Eine Kuh, sagte er zu sich, kostet mich ungefähr 15 Gulden; und das muss eine gute Kuh seyn. Ein Jahr in das andere wirft sie mir, Zins und Kalb zusammen genommen, 3 Gulden ab, wenn kein Unglücksfall dazwischen kommt; und wer wird denn immer gleich auf Unglücksfälle rechnen? — Nach zehn Jahren verkauf' ich die Kuh an den Metzger wenigstens für 8 Gulden. — Ei warte,

wenn ich mit fünfzehn 3 des Jahrs gewinne, so kann ich ja eben so leicht mit dreisig 6, mit sechzig 12, mit neunzig 18, und mit meinen vierhundert Thalern, Glück und Unglück mit eingerechnet, wenigstens 100 Gulden gewinnen. Hans Reiter, das lässt sich hören! Es giebt in der Gegend Tagelöhner und Söldner genug, denen mit einer Kuh geholfen ist. — Wenn aber den Leuten zu weh dabei geschehen sollte? — Das wird sich zeigen. Sie können mich ja mit Schmalz, oder Butter, oder mit Geld, und das auf einmal, oder halbjährlich, oder vierteljährlich zahlen, wie sie wollen und können. Und kommt ihnen auch das noch hart an, je nun, so werd' ich's schon machen. Hans Reiter thut mit Wissen und Willen keinem Menschen weh! —

Sein Schloss war nicht in die Luft gebaut. In kurzer Zeit wurde er von

den armen Landleuten beinahe bestürmt, ihnen Kühe, Ochsen, Pferde, Schafe, Bienen, und dergl. zu kaufen. Beide Theile konnten vom Glücke sagen.

Einst überfiel ihn auf seiner Wanderung eine kleine Unpässlichkeit; er lag in Hammelsweiler drei Tage in der Hütte eines armen Söldners. Die Tochter, ein hübsches, frommes Mädchen, voll häuslicher Emsigkeit, wartete ihn sehr sorgfältig. Als er besser war, legte er beim Abschiede dem Mädchen drei Kopfstücke auf den Tisch. Annchen schob sie zurück, und wurde traurig. Er musste sie wiedernehmen. Er drückte ihr die Hand, und sagte, als er zum Hof hinausgieng: Leb' wohl, liebes Annchen! Hans Reiter vergisst das Gute nicht, das man ihm erwiesen hat! —

Fleiss und Spekulation vermehrten sein Eigenthum um ein Ansehnliches. Er kaufte sich in der Reichsstadt das

Bürgerrecht, hielt sich seine Schleifergesellen, die er auf's Land schickte, und machte mit dem Weinhandel einen Versuch, den er bald zum förmlichen Gewerbe auszubreiten wusste. Der Bürgermeister Rothmüller bot ihm seine Tochter an. Sie hatte eine Mitgabe von Fünftausend Thalern. Allein der Herr Bürgermeister war ein alberner Betbruder; die Frau Bürgermeisterin das schlimmste, herrschsüchtigste Weib, und ihre Tochter das dummste Gänschen in der ganzen Gegend: und so fühlte Hans Reiter, der fünftausend Thaler Brautschatz ungeachtet, keinen Beruf, sich in eine Verbindung mit einer so vornehmen Familie einzulassen. Seine abschlägliche Antwort zog ihm den unversöhnlichsten Hass des Rothmüllerischen Hauses und seines ganzen Anhanges zu. Niemand war gleichgültiger dabei, als Hans Reiter.

Er konnte sich nicht entschliessen, vor seinem dreissigsten Jahre zu heurathen. Als er's erreicht hatte, fuhr er — denn er hielt sich nun als Weinhändler Wagen und Pferde — nach Hammelsweiler zu dem armen Söldner, bei dem er einst drei Tage krank gelegen hatte, und zeigte hier, dass Hans Reiter das Gute nicht vergass, das man ihm erwiesen hatte. Als er in die Stube trat, sass der alte Veit am Tische, und spaltete Späne. Er erstaunte, als er den seit einigen Jahren so selten gewordenen Gast erblickte. Grüs' euch Gott, lieber Vater! sagte Hans Reiter, und schüttelte ihm die Hand, wie geht es euch?

Veit. Immer im Alten! Schlecht und recht! Wenn man nur gesund ist; das Uebrige giebt sich von selbst!

Hans Reiter. Wo ist eure Anne?

Veit. Im Grase! — Ah! da kommt sie eben schon.

Anne trug einen Bündel Gras auf dem Kopf den Hof herein.

V e i t. Komm herein, Anne! — Kennst du diesen Herrn noch?

Anne fährt, als sie Hans Reiter erblickt, beschämt und erröthend zurück.

H a n s R e i t e r. Komm herein, liebes Annchen. Ich habe dich schon sehr lange nicht mehr gesehen. Du scheinst mir ja seitdem hübscher geworden zu seyn.

Anne gab ihm die Hand, und stand mit verschämtem Blicke da.

Du bist immer hübsch fleissig, so viel ich sehe!

A n n e. Was sollt ich sonst? Arbeit macht stark und gesund.

V e i t. Ja, Hans Reiter, was wahr ist, ist wahr! Im Arbeiten thut's hier meiner Anne kein Mädchen gleich. Sie kann nicht einen Augenblick ruhig seyn, sogar an Sonn- und Feiertagen nicht. Da hab' ich schon öfters mit ihr schmälern müssen.

Hans Reiter. Eure Anne wird eine gute Hausmutter werden!

Veit. Du lieber Gott, an so was ist nicht zu denken.

Hans Reiter. Warum nicht?

Veit. Ich bin arm. Wer wird ein Mädcl ohne einen Kreuzer Geld nehmen? Bin ich einmal todt, so kann sie gleichwohl sehen, dass sie irgend einen Tagelöhner auf diese Hütte kriegt.

Hans Reiter. Aber einen Liebhaber wirst du doch haben, Anne?

Anne. Bewahre mich der Himmel!

Veit. Das wollt ich ihr nicht rathen. Heurathen wird sie keiner; und so blos zur Kurzweil sich mit Buben herumschlagen, das leid ich nicht.

Hans Reiter. Wisst ihr noch, lieber Vater, als ich vor einigen Jahren bei euch krank lag?

Veit. Erinnerst ihr euch noch daran? Wir haben oft davon gesprochen. Aber ihr seyd jetzt ein reicher

Mann. Ich glaubte, ihr hättet schon lange darauf vergessen!

Hans Reiter. Was sagte ich dir, Anne, als ich zum Hof hinausgieng?

Anne. Ich weiss es noch so gut, als ob es heute wäre!

Hans Reiter. Anne, du hast mir Gutes gethan. Ich brauch' ein Weib. Willst du mich heurathen?

Anne stand mit niedergeschlagenen Augen da. Veit sah ihm staunend und betroffen ins Gesicht, als ob er seine Gesinnung in seinen Augen lesen wollte, und sagte kein Wort.

Es ist mein völliger Ernst. Ich brauch' ein Weib. Gott hat meine Arbeit gesegnet. Ich habe ein Vermögen von 4000 Thalern. Meine Wirthschaft ist in guter Ordnung. Segnet mich der Himmel weiter, so soll's mit jedem Jahre besser werden. Aber wozu alles das, wenn ich nicht Jemand habe, mit dem ich die Früchte meines Schweis-

ses geniessen , Freude , Sorgen und Kummer theilen kann ? Ich muss ein Weib haben , das ich recht von Herzen lieben , und das mich wieder recht von Herzen lieben kann ! Seht , lieber Vater , das ist eure Anne ! Wird sie mit mir glücklich , so bin ich es in dem Gedanken doppelt , ein armes , verlassenes Mädchen glücklich gemacht zu haben !

V e i t. Ich kann euch noch nicht recht antworten , Hans Reiter , weil ich nicht begreifen kann , wie das Ding kommt ; weil ich's nicht recht glauben kann !

H a n s R e i t e r. Ihr seyd mein lieber Schwiegervater ; was brauchen wir weiter ! Und du meine Anne , kannst du mich lieben ?

Annchen sah mit einem bethränkten Auge ihm ins Gesicht. Er drückte sie an sich. Sie schmiegte ihren Kopf

an seine Brust. Lieber Gott! — *sagte sie schluchzend* — wenn's nur wahr ist!

Hans Reiter wollte sogleich das Verlöbniß halten. Er hatte einen Flaschenkeller Wein, einen Schinken und ein paar gebratene Gänse bei sich; er schickte seinen Wagen nach dem Pfarrer und Schulmeister in das nächste Dorf, liess ein paar Zeugen dazu kommen, und verhandelte mit ihnen die Sache ganz kurz. Annchen und Veit waren immer, wie betäubt. Der Schulmeister und Pfarrer zechten tapfer drauf los. Hans Reiter hatte den fröhlichsten Tag seines Lebens. In acht Tagen darauf war die Hochzeit. Er lebte mit Annen in wechselseitiger Thätigkeit und Liebe die genügsamste, glücklichste, beneidenswertheste Ehe.

Zweites Kapitel.

*Hans Reiter hat seine eigene Art ,
sein Hannchen zu erziehen.*

Hans Reiter zeugte mit seiner Anne sechs Kinder. Sie waren von Natur vollkommen gesund. Indessen wurden alle, bis auf ein Mädchen, theils durch Blattern, theils durch herrschende Kinderkrankheiten dahingerafft. Je grösser der Schmerz der guten Eltern über jeden Verlust einer süssen Frucht ihrer häuslichen Zärtlichkeit gewesen war, destomehr schloss sich in der Folge ihre Liebe auf ihre einzige Tochter ein.

Hannchen war das lebenswürdigste Geschöpf in der ganzen weiten Nachbarschaft. Ihre muntere Schwatzhaftigkeit, ihr lebhafter Witz, ihr süsses, kindisches Lächeln, ihre schmeichelnde Anhänglichkeit, ihre natürliche Anlage zur Tugend, zur Gutherzigkeit, und alles das noch durch die Anmuth

der blühendsten Reize erhöht, gewann sogar dem melancholischen Trübsinne, der sonst das süsse Vergnügen: der Freund kindischer Unschuld zu seyn, so wenig kennt, theilnehmendes Wohlwollen ab.

Hans und Anne Reiter lebten jetzt nur noch in ihrem Kinde; arbeiteten, und vermehrten das Ihrige nur für ihr Kind; kannten kein Wohl, keine Freude, keinen Wunsch, als in ihrem Kinde. Ein gesunder Menschenverstand, und das richtige Gefühl dessen, was recht und gut ist, wies ihre Zärtlichkeit in die gehörigen Grenzen zurück. Es war keine verderbliche Affenliebe, die sie für ihr Kind hegten.

O ihr, die ihr dicke Bände niederschreibt, um uns mit Regeln, Grundsätzen und Vorschriften über die Kinderzucht zu überhäufen, geht zu Hans und Anne Reiter, und lernt erst von ihnen, worinn die wahre, zweckmäs-

sige Erziehung eines Kindes bestehe. Sie wussten nicht, dass jemals ein Buch darüber geschrieben worden. Die Natur war ihre Wegweiserin. Vernunft, eine redliche Absicht, und die Eigenschaften ihres Kindes, gaben ihnen die sichersten Regeln an die Hand. Hätten sie schreiben können, so würden sie bloß nach diesen Grundsätzen das beste Buch, das je über das Erziehungswesen ans Licht getreten ist, geschrieben haben.

Hannchen stand schon im siebenten Jahre mit Anbruch des Tages auf, und wusch sich, sobald sie aus dem Bette war, mit frischem Brunnenwasser. Das Morgengebet war kurz. Viel beten, sagte der Vater, ist so viel als gar nicht, und sehr oft noch viel schlimmer, als gar nicht beten. Ihr Gebet bestand in einem kleinen kindlichen Danke zum Schöpfer, nebst dem Vorsatze, alles mit redlichem, willföh-

rigem Herzen zu thun , was seinem Willen gemäs wäre. Nachdem sich Hannchen fertig angekleidet hatte , bereitete sie sich das Frühstück selbst. Es bestand wechselsweise in einer Fleischbrüh - oder Milchsuppe. Die Mutter war besorgt , Hannchen den ganzen Tag zu beschäftigen , ohne ihr die Unannehmlichkeit eines Zwanges fühlen zu lassen. Was sie jeden Tag zu thun hatte , war : die Zimmer in reinlicher Ordnung zu halten ; eine Stelle aus einem Geschichtsbuche zu lesen , und sie am Tische zu erzählen ; eine Speise selbst zu bereiten ; das Geflügel zu füttern ; die Auslagen des Haushaltes aufzuzeichnen ; eine Aufgabe zu nähen , oder zu stricken. Bloss für den Unterricht waren zwei Stunden bestimmt. Das Uebrige , wann , und in welcher Ordnung es geschehen sollte , blieb Hannchens Willen überlassen ; und sie verrichtete alles mit um so grösse-

rer Ordnung und Emsigkeit , als sie glaubte , dasselbe aus der zwanglosesten Willkühr zu verrichten.

Erbauliche Beispiele sind die Seele der sittlichen Erziehung. Alles, was Hannchen im Hause der Eltern sah, und hörte, war Ordnung, Eintracht, Thätigkeit, Genügsamkeit, edle Nachbarnliebe, kluge Sparsamkeit von einer, und milde Freigebigkeit von der anderen Seite.

Begieng Hannchen einen Fehler, so war ihr der Unwillen ihrer Eltern die empfindlichste Strafe. Ein finsternes, zürnendes Gesicht vom Vater, ein schweigendes Misvergnügen von der Mutter, war ihr unerträglich. Ueberhaupt waren ihre Strafen immer der Natur des Vergehens vollkommen angemessen. Log Hannchen, so durfte sie einige Tage nichts mehr erzählen; alle Vertraulichkeit zwischen ihr und den Eltern war abgeschnitten. War

Hannchen im Anzuge schmutzig, so durfte sie nicht mit den Eltern am Tische essen. Verrichtete Hannchen ihre schuldige Arbeit nicht, so wurde ihr eine Speise, oder das Vesperbrod entzogen. u. s. w.

Hannchen wuchs am Herzen ihrer Eltern als eine edle, hoffnungsvolle, mit allen Reizen der Schönheit emporsprossende Blume heran, und ist nun ein Mädchen von fünfzehn Jahren.

Machte die Erziehung allein den Menschen, hätten nicht Umgang, Verhältnisse, Schicksale oft die widrigsten, verderblichsten Einflüsse auf Herz und Verstand, was könnten sich meine Leser nicht alles von diesem hoffnungsvollen Mädchen versprechen?

Drittes Kapitel.

Hannchens Schönheit und Charakter.

Schönheit reißt die Herzen an sich. Das Aug des Menschen von Gefühl hängt mit Antheil, mit Wärme, mit Entzücken an ihr.

Hannchen war von mehr als mittelmässiger Grösse. Jedes ihrer Gliedmassen machte für sich ein schönes, wohlproportionirtes Ganze aus, und aus ihrer Vereinbarung entstand ein vollkommenes Meisterstück eines schlanken, regelmässigen, vom Schöpfer und der Natur geadelten Körperbaues. Ihre Gliedmassen waren freilich etwas stärker, fester, kernhafter, als man sie von weiblichen Schönheiten zu fordern gewohnt ist; aber da sie zugleich einen bis in sein innerstes Mark vollkommen gesunden Körper, und eine Schönheit von ungewöhnlicher Dauer verkündigten, so erregten sie gleich beim

ersten Anblicke die besondere Empfindung eines gewissen unnennbaren Reizes, den man bei hundert Schönheiten vermisst. Hannchen war das schönste Mädchen in der ganzen Gegend, das war entschieden. Aber wollte man fragen, warum? so würde der Hundertste mit seiner Antwort verlegen gewesen seyn.

Hannchen war eine Brünette, von etwas starken, auffallenden Zügen. Ihre heitere, offene Stirne wölbte sich sanft. Unter den vollen, seidenen Augenbraunen sprach ein grosses, schwarzes, geradeblickendes Auge eine unwiderstehliche Beredsamkeit. Ihre Nase war etwas gebogen, und stand mit den übrigen Zügen in dem zierlichsten Verhältnisse. Auf ihre blühenden Wangen hatte die Natur durch die glücklichste Mischung ihre lebhaftesten Farben aufgetragen. Ihr edler, lieblicher, etwas wollüstig gewölbter Mund lächelte die

unversiegbarste Freundlichkeit. Ihr voller, runder, kraftvoll aufathmender Busen verrieth auch durch den Zwang seiner Fesseln den gefährlichen Reiz einer seltenen Elastizität.

Hannchens Geist entsprach den Reizen ihres Körpers vollkommen. Ihr lebhafter Witz, ihre muntere Laune, ihre arglose, schwatzhafte Offenheit machte ihren Eltern die süssesten Unterhaltungen. Hannchen war das genügsamste, fröhlichste Mädchen von der Welt. Ein etwas stolzes Bewustseyn ihrer selbst, und das selige Gefühl der vollkommensten Gesundheit, machte Hannchen gegen ihre Gespielinnen manchmal ein wenig muthwillig; und ihr Talent, ihres Gleichen Possen zu spielen, schweifte nicht selten in mancherlei Neckereien aus. Sie hetzte ihre Gespielinnen aneinander, um das Vergnügen zu haben, sie wieder aussöhnen zu können; sie schrieb

Briefe unter fremden Namen an Mädchen und Jungen, die bald Liebeserklärungen, bald Heurathsanträge, bald Verabschiedungen enthielten, und ergötzte durch die lustigen Verwirrungen, die daraus entstanden, oft die halbe Stadt. Sie empfand noch für keinen Liebhaber; ihre Liebschaften bestanden bis jetzt bloß darinn, daß sie heute dieser oder jener ihren Liebhaber wegkaperte, um ihn morgen die Strafe seiner Untreue fühlen zu lassen, und ihn mit Verachtung zurück zu weisen. Am Ende wagte sich keiner mehr an Hannchen, ob es ihr gleich nur einen Blick gekostet hätte, alle Jungen der Stadt in sich verliebt zu machen.

Der beobachtende Menschenkenner würde in Hannchens Charakter eine vortrefliche Anlage zur feinsten, verschlagensten, raffiniresten Weiberintrigue entdeckt haben. Hans Reiter ahndete oft so etwas bei der zu un-

aufhaltbaren Lebhaftigkeit seiner Tochter, ohne es sich selbst so recht erklären zu können. Er seufzte manchmal im Stillen, ermahnte, bat, beschwor, warnte; allein die väterliche Ernsthaftigkeit ward allemal wieder durch einen zärtlichen Blick, durch einen kurzweiligen Einfall, oder einen warmen, schmeichelnden Händedruck in ihrem Entstehen entwaffnet.

Viertes Kapitel.

Eine Kapuzinerpredigt. Ihre Wirkung auf Hannchen. Sie weiss nicht, ob sie schon unreine Gedanken gehabt habe.

Wen die Natur zum Genusse der mannichfaltigsten Freuden der Schöpfung bestimmt hat, dem vergisst sie nicht einen gewissen Grad schwärmerischen Gefühls ins Herz zu gies-

sen. Wie unaussprechlich selig ist man nicht dabei, so lange man inner den Grenzen einer gutartigen Schwärmerei bleibt. Niemanden kann es am Hange zum Schwärmen weniger fehlen, als einem Mädchen von edler Bildung, verfeinerter Organisation, lebhafter, reichhaltiger Phantasie, sanftem, zärtlichem Gefühle. Hannchen liebte das Sonderbare; las gerne abentheuerliche Geschichten; empfand für das Romantische der Natur; verweilte mit warmem, liebkosendem Blicke auf den Reizen einer Blume; brachte gerne die Dämmerungsstunden des Frühlings und Sommers allein in ihrem Garten zu; und verstieg sich oft mit wollüstigem Entzücken in den ausschweifendsten Träumereien ihrer Einbildungskraft.

Nichts kann für eine solche Seele gefährlicher werden, als die überspannten Begriffe von Tugend und Heiligkeit. Hannchen hörte an einem Marien-

feste eine Predigt, die ein fanatischer
 Kapuziner über die Jungfräulichkeit
 hielt. Er bot alle seine Beredsamkeit
 auf, diese Tugend mit den täuschend-
 sten Farben zu schildern; gab aus der
 Schrift hundert Texten falsche Wen-
 dungen, um sie als eben so viele Be-
 weise anzuführen; zitirte eben so fa-
 natische Kirchenväter; brachte so viele
 heilige Jungfrauen, die Reichthum,
 Rang, Vergnügen, Blut und Leben im
 schmerzlichsten Märtyrertode zur Er-
 haltung dieses kostbaren Schatzes da-
 hingaben, als anlockende Beispiele an;
 behauptete, mit einer Mark und Seele
 durchdringenden Deklamation: dass man
 durch diese Tugend ein Engel im
 Fleische, eine würdige Schwester der
 Cherubim und Seraphim, ein begün-
 stigter Liebling Mariens, eine auser-
 wählte, mit der herrlichsten Krone
 ewiger Freuden ausgeschmückte Braut
 Christi, und am Ende sogar Gott selbst

in allen Eigenschaften vollkommen ähnlich werde. Er bewies dann von der andern Seite: dass man seine Jungfrauschaft schon mit einem einzigen unreinen Gedanken unwiederbringlich verloren habe; dass es eine Unmöglichkeit sey, sie in den Gefahren einer so lasterhaften, von Gott verfluchten Welt unverletzt zu erhalten; dass das heilige Klosterleben der einzigwahre Erhaltungsort dieses himmlischen Gnadenschatzes sey; u. s. w. So viel Unsinn auch das Ding enthielt, so galt es doch, verfasst, und deklamirt, wie es war, für ein seltenes Stück Meisterarbeit einer Kapuzinerpredigt.

Hannchen, deren jugendliches empfindsames Herz sich sonst immer so hohe, idealische Begriffe von der Tugend gemacht hatte, wurde nachdenkend und unruhig darüber. Ein Engel im Fleische, eine Schwester der Cherubim und Seraphim, ein Liebling

der Mutter Gottes, eine Braut Christi, Gott selbst in allem vollkommen ähnlich werden zu können — das war in ihren Augen ein Preis, für welchen ein frommes Mädchen immerhin ein grosses Opfer wagen durfte.

Ob aber Hannchen noch im Besitze einer unverletzten Jungfrauschaft sey, das war für sie ein zu bedenklicher Punkt, als dass sie darüber so geschwinde mit sich einig werden konnte. Durch einen einzigen unreinen Gedanken, sagte Hannchen zu sich, ist's mit der Jungfrauschaft geschehen, das ist nun einmal eine ausgemachte Sache. — Ob ich nun unreine Gedanken gehabt habe, darauf kommt alles an! — Unreine Gedanken! — Ja, was sind unreine Gedanken? — Sie sind unreine Gedanken! — Aber was denkt man sich bei unreinen Gedanken? Ganz gewiss unreine Dinge! — Und was sind unreine Dinge? — Ja, daran darfst du nicht

denken, ohne unreine Gedanken zu haben! — Auf ähnliche Weise ängstigte sich Hannchen wohl halbe Tage, und schwärmte halbe schlaflose Nächte in diesem dunkeln Zirkel quälender Zweifel.

Indessen war das, was in Hannchens Herz bis ins sechzehnte Jahr einer eben so schuldlosen als fröhlichen Jugend vorgegangen, weiter nichts, als ein zweideutiges dunkles Gefühl des Geschlechtstriebes, der nun sich zu entwickeln im Beginnen war; ein wollüstiges, süßes Behagen beim Selbstbeschauen ihres Körpers, ohne eigentlich die Bestimmung seiner Reize errathen zu können; ein schnell aufsteigendes und eben so schnell wieder vorübergehendes ängstliches, unerklärbares Verlangen beim Anblicke einer wohlgebauten Mannsperson. Die Sache wußte Hannchen freilich; aber die Worte dazu zu finden, das war etwas schwer. Es mochte nun seyn, wie

es wollte, Hannchen brannte vor Begierde, die Zweifel über ihre Jungfrauschaft entschieden zu wissen, und entschloss sich, den nächsten Sonntag zur Beichte zu gehen.

Der Fanatismus des Priesterthums hat auf die Ruhe der Seele, auf die Eintracht ganzer Familien, auf das Wohl ganzer Gemeinden schon einen verderblichen Einfluss, wenn er auch eine gute Absicht hat! Legen wir ihm eine böse Absicht bei, wie wir sie ihm meistens beilegen müssen, Gott! was macht er dann aus der leichtgläubigen Menschheit?

Fünftes Kapitel.

*Hannchen beichtet dem Stadtpfarrer,
und erfährt noch etwas mehr, als:
was unreine Gedanken sind.*

Am nächsten Sonntage legte Hannchen ihre Beichte bei dem Stadtpfarrer ab, der als ein sehr strenger, eifriger, gottesfürchtiger Priester bekannt war. Banger und niederdrückender lag es ihr noch nie auf dem Herzen. Sie fieng das Beichtgebet mit Stottern an, sagte anfangs Kleinigkeiten, die sie selbst nicht für Sünde hielt, und als die Reihe an die unreinen Gedanken kam, stockte sie.

Der Pfarrer. Nun, weiter!

Hannchen. Ich habe — —

Pfarrer. Nun, was hast du? Heraus damit!

Hannchen. Euer Hochwürden, ich habe — — —

Pfarrer. Hast du geh — t, gestohlen? Nur heraus! Gott verzeiht dem reumüthigen Sünder alles.

Hannchen. Bewahre der Himmel, Euer Hochwürden!

Pfarrer. Sey's, was es wolle, nur heraus! Hast du dich nicht geschämt, die Sünde zu begehen, so schäm' dich auch jetzt nicht, sie zu beichten.

Hannchen. Ich habe — ich habe — *beide Hände vor's Gesicht haltend* — ich habe unreine Gedanken gehabt.

Pfarrer. Ich hab' mir's eingebildet, es wird eine Todsünde seyn. Wie oft hast du also unreine Gedanken gehabt?

Hannchen. Das weiss ich nicht.

Pfarrer. Ja ich muss alles haarklein wissen. Denk einmal nach, so beiläufig alle Wochen, alle Tage, alle Stunden —

Hannchen. Ich glaube, alle Wochen einmal.

Pfarrer. Was hast du aber dabei gedacht?

Hannchen. Das weiss ich wieder nicht.

Pfarrer. Ich sehe schon, du willst nicht heraus mit der Sprache. Ich muss dich schon ausfragen. Antworte auf meine Fragen nach deinem Gewissen! — Hast du wollüstige Vorstellungen gehabt?

Hannchen. Was sind wollüstige Vorstellungen, Euer Hochwürden?

Pfarrer. Weisst du das nicht? Man hat wollüstige Vorstellungen, wenn man sich allerlei unreine Sachen vorstellt, die Manns- und Weibspersonen verbotener Weise mit einander treiben, als: sich wechselsweise an unreinen Theilen anrühren, sich entblößen, sich mit einander vermischen, oder gar unnatürliche Unzucht treiben. Hast du dir nie so etwas vorgestellt?

Hannchen. Nein, Euer Hochwürden!

Pfarrer. Oder hast du vielleicht gar mit dir selbst gesündigt?

Hannchen. Kann man denn mit sich selbst sündigen?

Pfarrer. Das glaub ich! Hast du dich nie — — — — —

Hannchen. Nichts von dem.

Pfarrer. Oder überhaupt genommen, hast du gegen Mannspersonen keine Begierden gehabt, etwas mit ihnen zu thun, wobei kein Mensch zusehen sollte?

Hannchen. Auch nicht!

Pfarrer. Nun so weiss ich mir mit dir nicht zu helfen. Sage doch wenigstens, was du gedacht hast. Unreine Gedanken sind schon eine schwere Sünde; wenn du nun durch hartnäckige Verschweigung einen Gottesraub begien- gest, so könnt' ich dich gar nicht mehr absolviren.

Hannchen. Alles, was ich Euer Hochwürden sagen kann, ist, dass ich hübsche Mannspersonen gerne gesehen habe.

Pfarrer. Und was hast du dir dabei gedacht?

Hannchen. Nichts!

Pfarrer. Ich bitte dich durch die Verdienste unsers Erlösers und Heilandes, durch das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis Mariä, verschweig mir deine Sünde nicht!

Hannchen. Als ein ehrliches Mädchen kann ich Euer Hochwürden versichern, dass ich von allem dem, was Sie mir eben sagten, nichts gedacht habe.

Pfarrer. So ist es eben keine schwere Sünde, aber doch immer eine Sünde, weil sie Gelegenheit zu allen übrigen Sünden giebt. Hast du nichts mehr zu sagen?

Hannchen betete nun die offene Schuld, und bat in der gewöhnlichen Formel um eine heilsame Busse und Lossprechung.

Nun dann, mein liebes Beichtkind, fuhr der Stadtpfarrer fort, erinnere dich fleissig an das bittere Leiden und Sterben unsers Heilandes, und an die Verdienste der gnadenvollsten und unbe-

flecktesten Jungfrau Maria, der göttlichen Mutter unsers Herrn Jesu Christi, und bete täglich und stündlich zu ihnen um Bewahrung deiner Unschuld. Vermeide alle Gefahr der Versuchung. Die Versuchung, so wie alle Sünde, kommt vom Teufel. Mache das Zeichen des heiligen Kreuzes dreimal anständiglich, wenn du eine Versuchung spürst; besprenge dich mit Weihwasser; bete ein Stossgebetlein für die armen Seelen im Fegfeuer; rufe die Mutter Gottes, die heilige Barbara, die Heiligen Aloysius und Stanislaus, oder sonst einen heiligen Schutzpatron der jungfräulichen Keuschheit, um Abwendung des bösen Feindes, der Welt und des Fleisches, an. Dies sind die sichersten Mittel, deine Jungfrauschaft unverletzt mit dir ins Grab zu nehmen. Bete zur heilsamen Busse und zur Verehrung der heiligen fünf Wunden unsers Herrn und Erlösers Jesu Christi

fünf andächtige Vater und Ave, und dreimal die lauretanische Litanei. Zur Erhörung deines Gebetes will ich dich dreimal in mein heiliges Messopfer einschliessen. Amen. *Absolvo te, a peccatis tuis, in quantum etc.*

Hannchen verliess den Beichtstuhl, den Kopf voll fremder sonderbarer Ideen, ohne von dem pathetischen Zuspruche des frommen Beichtvaters mehr, als blosser Worte ohne Sinn gehört zu haben.

Sechstes Kapitel.

Apologie auf die Ohrenbeichte.

Man denke, sage, schreibe, und demonstrire für und wider die Sache, was man will, so bleiben mir noch immer hundert wichtige Gründe gegen einen, für den Satz: Die katholische Kirche hat, so viel Gutes und Böses auch mittel- und unmittelbar seit ihrer Exi-

stenz, Ausbreitung und Ueberhandnehmung durch sie veranlasst worden seyn mag, noch nichts eingeführt, dem die Ohrenbeichte an allgemeiner Verderblichkeit gleich käme. Was ist durch sie nicht alles geschehen? Was für Staatsgeheimnisse sind durch sie nicht verrathen, was für länderverheerende Kabalen geschmiedet, was für hohe, auf Betheurungen, Schwüre und Garantien gegründete Verbindlichkeiten der Unterthanen gegen Fürsten, der Fürsten gegen Unterthanen, der Nationen gegen Nationen aufgelöst, was für schändliche Begriffe von anlockenden, Körper und Seele verwüstenden Lastern durch sie der reinsten, unschuldigsten Jugend nicht beigebracht, was für irrige Sittenlehren unter das Volk gestreut, was für blutige Familienzwiste, schändliche Verführungen zu Ehebrüchen, zu Hurereien, zu Mädchen- und Knabenschändungen durch sie nicht veranlasst worden?

Wollte man die Ohrenbeichte zu einem wirklich guten, heilsamen, gemeinnützigen Institute machen, so müssten wir durchaus, statt einer katholisch - theologischen Moral, eine reine, christlich - philosophische Moral haben; so müsste in Bestimmung des Guten und Bösen, der ächten Heilungswege, der Mittel und Entzwecke, der einladenden und abschreckenden Gründe, eine vollkommene Uebereinstimmung hergestellt werden; so müsste man durchaus bescheidene, weise, menschliche, edelgesinnte Priester haben, die das Uebel in seine entferntesten Urquellen zu verfolgen, mit einer väterlichen, warmen, überzeugenden, ans Herz dringenden Beredsamkeit sich auszudrücken wüssten; die Naturkenntnis und tiefes Menschenstudium mit der lautersten, unbestechlichsten Rechtschaffenheit verbänden; von denen überhaupt, weder in Rücksicht

auf den Verstand, noch in Rücksicht auf das Herz, für was immer für eine Klasse von Menschen, die zu ihnen, als ihren Lehrern, ihren Freunden, ihren Gewissensärzten, die innersten Angelegenheiten ihres Herzens auszuschütten, kommt, nicht die entfernteste Gefahr zu fürchten wäre.

Von unsern Thomisten, Molinisten, Jansenisten, Laxisten, Rigoristen, und, wenn es erlaubt zu sagen ist, von allen andern sehr grossen Narren in ähnlichen Isten, was lässt sich von ihnen erwarten, da sie in ihren Begriffen so irrig, in ihren Entzwecken so unbestimmt, in ihrer Art, die Grade der Sünden abzuwägen, Heilungsmittel an die Hand zu geben, Bussen aufzulegen, loszusprechen und zu verdammen, so sehr miteinander in einem ewigen Widerspruche sind? In was für Labirinthe muss sich hier der Verstand der schwachsinnigen Leichtgläubigkeit verirren, da

jeder Priester sein eigenes Sistem hat; da dieser etwas für eine Sünde hält, worüber der andere gleichgültig wegsieht; da dieser losspricht, wenn jener verdammt? Was für Unheile und Verwüstungen müssen nicht durch Pfaffen, die skrupel- und vorurtheilvolle Fanatiker, unwissende, neugierige, grobe, boshafte Dummköpfe, arglistige, verführerische Wollüstlinge sind, im Beichtstuhle entstehen? Werfen wir einmal einen beobachtenden Blick auf die Geistlichkeit unsers Christenthums; seyen wir Menschen, und entsetzen uns nicht!

Nicht leicht steht der schwarzen, raffinirenden Verführungssucht ein weit-schichtigeres Gebiete offen, als im Beichtstuhle. Ein wollüstiger Pfaffe hat hier, wo die weibliche Gebrechlichkeit im vollsten, arglosesten Zutrauen ihre Fehl- tritte aufdeckt, eine sichere Freistätte, der Unersättlichkeit seines Hanges Genüge zu leisten. Aber wie oft mögen

hier die Grundsätze manches, auch wackern Mannes, selbst wider Willen, scheitern? Ein junger Priester von glücklicher Bildung, feurigem Temperamente, lebhafter Einbildungskraft, kann immer nur einen sehr schwachen Beruf zur evangelischen Keuschheit fühlen. Ein ruhiges, gemächliches, gegen alle Sorgen und Bedürfnisse gesichertes Leben, ein gesunder, rüstiger Körper, eine nahrhafte Kost, feurige Getränke, und noch dazu ein durch ein unsinniges Verbot nur um so mehr empörter Kitzel des Fleisches, reißen nach und nach auch die männlichste Entschlossenheit zu Zerstreuungen, zum Vergnügen, zum Genusse menschlicher Freuden mit sich fort. Lasset zu einem solchen jungen Manne ein schönes blühendes Mädchen als Beichtkind kommen! Sie schüttet die tiefsten Geheimnisse des Herzens vor ihm aus; sie schildert, niedergehefteten Blickes und erröthender Wange, mit

den getreuesten Farben, ihre reizenden Fehltritte; sie wird zur liebenswürdigsten Verrätherin ihres Hanges, ihrer Leidenschaften, ihrer oft nur zu verzeihlichen Schwäche. Ihr wisst, wie ein zweideutiges Wort, ein sanfter Händedruck, ein schmachtender Blick weiblicher Schönheit auf die empfängliche Sinnlichkeit eines warmen Mannes wirken! Und hier sollte nicht das ganze männliche Empfindungsvermögen auf einmal in einen wilden unbezwingbaren Aufbruch gebracht werden? Und ist der Fall einmal geschehen; ist der Genuss so reizend, der Natur des Menschen so ganz angemessen; kommt die Gelegenheit so oft von selbst; ist es sogar Standespflicht, sich der Gefahr so oft aussetzen zu müssen — welcher hoher Grad heroischer Tugend würde hier nicht erfordert, nicht wieder von neuem zu fallen? nicht mit jedem Tage einen Schritt weiter in seinem Verbrechen

fortzurücken? Und wer hat den Muth, der katholischen Priesterschaft unsers Zeitalters diesen seltenen Grad des tugendhaften Heroismus zuzutrauen?

Aber werfen wir auch zugleich einen Blick auf das Volk selbst. Was für eine schädliche Sittenlehre hat sich bereits unter demselben verbreitet? Glaubt man nicht beinah allgemein, durch eine mechanische Beichte die verderblichsten Gewohnheitssünden, die schwärzesten Verbrechen wieder gut machen zu können? Was für abschreckende Gründe kann man gegen Verbrechen haben, die man so leicht, mit einer so kindischen Geringfügigkeit, als einer Litanei, einem Rosenkranze, einem Abbruche von irgend einer wohlschmeckenden Speise, abzubüssen, seine Seele von allen Flecken rein zu waschen, sich vor einer ewigen Verdammung zu retten, die erzürnte Gottheit mit sich auszusöhnen, mit so vieler Zuversicht

glaubt? Ist dies nicht die gewöhnlichste Sprache unter dem Volk: „Was liegt daran! ich kann die Sünde ja wieder beichten. Dieser und jener giebt nur eine geringe Buse auf. Zu dem geh' ich nicht mehr; er schickt die Leute geraden Weges in die Hölle. Wenn mich der nicht absolvirt, so geh' ich zu einem andern, u. s. w.“ Und dies sollte dir nicht Beweis seyn, Menschenbeobachter, wie gross das Verderbnis der beinahe über jedes schwachsinnige Christenherz verbreiteten Mönchssittenlehre bereits geworden ist?

Und woraus erklärt sich dieses, dass jene, die am meisten zur Beichte gehen, beinahe alle Wochen ihren Sündenwust zu den Füßen des Priesters niederschütten, grösstentheils die unverträglichsten, dümmsten, boshaftesten, gefährlichsten Leute für die Gesellschaft sind? Wer kennt unter menschlichen Geschöpfen ein satanischeres Ungeheuer, als eine

Betschwester? Sehen wir nicht an Festtagen die Beichtstühle am zahlreichsten von hadersüchtigen Weibern, bübischen Glattzünglern, hartherzigen Wucherern, feilen Buhldirnen, tückischen Kupplerinnen, allem greuelvollen Auswürfe der Menschheit bestürmt werden, und sie den nämlichen Tag wieder tiefer in ihre vorige Niedrigkeit zurückstürzen?

Gut lässt sich die Sache nicht mehr machen! Dieser alles um sich verpestenden Misgeburt des päpstlichen Despotismus auf einmal den Drachenkopf abzuhaufen, ist das einzige Mittel, welches die Menschheit retten kann!

Siebentes Kapitel.

*Fremde Wirkung, welche die Beichte
auf Hannchen macht.*

Die Eindrücke der Kapuzinerpredigt waren auf einmal in Hannchens Seele verloschen; und statt der schwärmerischen Sehnsucht, ein Engel im Fleische, eine Schwester der Cherubim und Seraphim, u. s. w. zu werden, mußten bei dem unschuldigen, in Sachen der Wollust noch vollkommen unerfahrenen Mädchen ganz andere Vorstellungen entstehen. Sie betete ihr Beichtgebet, empfing das Abendmahl, gieng nach Hause, besuchte am Nachmittage wieder die Kirche, und wusste bei allem dem nicht, was sie that. Als sie sich des Abends in ihrer Schlafkammer schon halbentkleidet auf die Erde warf, um das gewöhnliche Nachtgebet zu verrichten, fieng auf einmal ein wildes Feuer in ihren Adern an zu strö-

men; fremde unwillkührliche, aber doch willkommene Bilder schwebten vor ihr; hundert dunkle, verworrene Phantome wollüstiger Vorstellungen zerrütteten ihre Phantasie; ein heisses, ringendes Verlangen nach irgend etwas, das sie sich selbst nicht nennen konnte, strebte in ihrer Seele empor. Mit sich selbst sündigen — fragte sie sich in Gedanken, als sie sich niederlegte — was ist das? Es erregt doch wollüstige Empfindungen, wie ich gehört habe? — Und wenn man nun mit sich selbst sündigt, was geschieht da? Beleidige ich jemand damit? Geschieht dadurch jemand ein Schaden? Kommt jemand in Unglück? Wird er um seine Ehre, sein Vermögen, seine Ruhe gebracht? — Nein! — So kann es ja doch keine so grosse Sünde seyn! Aber wie macht man es, wenn man mit sich selbst sündigen will? — Man denkt an Mannspersonen, an Entblössungen, an Sa-

chen, die man mit ihnen in Geheim
thun möchte; man tastet sich an; man
hat wollüstige Empfindungen dabei!
Voll banger, ungestümmer, lechzender
Gefühle

.

Schmerz und Lust schmolzen in eine
Empfindung zusammen, über deren
Heftigkeit Hannchen in ein lautes, süs-
ses: O Weh! ausbrach. Nun träum-
ten, gaukelten, taumelten und schwam-
men ihr Sinnen und Phantasie in ei-
nem Meere schaamloser Empfindungen,
und starben hundertmal gesättigt im
Uebermaase des Entzückens, um mit
neuer Unersättlichkeit wieder zu grös-
serem Entzücken erwachen zu können.

Ich habe dir vielleicht, lieber Leser,
ein Laster, in dem schon so viele Kei-
me zum Guten erstickt, so viele End-
zwecke einer weisen Schöpfung verlo-
ren gegangen, das so viele schreckbare
Verwüstungen unter der blühendsten

hoffnungsvollsten Jugend angerichtet hat, mit zu reizenden Farben geschildert. Lass diesem Laster immerhin seine augenblicklichen Reize! Bist du mit dem Entsetzlichen seiner Folgen nicht bekannt, so könnte dir dieses Kapitel gefährlich werden. Lies das folgende mit aufmerksamer Seele, und denke darüber, — und deine Gefahr ist so viel als überstanden.

Und im Ernste, lieber Leser! bedauerst du das reizende Mädchen nicht, das wider alles Verschulden, durch den unbehutsamen Eifer eines dummen Pfaffen, um die beneidenswertheste Unschuld, um den sanften Frieden der Seele, und vielleicht gar um die Erfüllung ihrer edlen Bestimmung gebracht werden soll?

Nachdem Hannchen im Taumel ihres wilden Entzückens sieben unmässige Nächte genossen hatte, fühlte sie am Tage ungewöhnliche Ermattungen

im ganzen Körper. Ihre Lust zur Arbeit war verschwunden. Es äusserte sich in ihr mit jedem Tage ein grösserer Hang zu üblen Launen, zu verdrüsslichem Wesen, zur Trägheit; und Hans und Anne Reiter hatten nun zum erstenmal Ursache, mit ihrem Kinde unzufrieden zu seyn.

Achtes Kapitel.

Hannchen wird von der Mutter überrascht. Der Doktor heilt das Mädchen von einer entsetzlichen Seelenkrankheit.

An einem Morgen stand Hannchen etwas später als gewöhnlich auf. Die Mutter gieng, sie zu wecken. Als sie an ihre Kammerthüre kam, hörte sie etwas laut, bang und wimmernd seufzen. Sie eröffnete leise die Thüre. Welch ein Anblick! Gott im Himmel! rief die erschrockene, betäubte

Mutter, unglückliches Kind, was thust du? und rang die Hände. Sie war vor Betrübniß, und Hannchen vor Beschämung ausser sich. Sie warf sich auf einen Stuhl, und brach in einen Strom von Thränen aus. Hannchen kleidete sich langsam an; zitterte ihre Mutter zu sehen, und erschien vor ihr, gleich einer Verbrecherin vor dem Anblicke ihres Richters, bebend, mit blasser Wangen, niedergeheftetem Auge, ganz in der gedemüthigten Geberde eines tief beschämten Herzens. Die Mutter hielt das Gesicht mit den Händen bedeckt, und schluchzte laut. Hannchen ergriff ihre Rechte, und sagte: Liebe Mutter, was ist Ihnen?

Die Mutter. Geh, abscheuliches Kind, und lass dich nicht mehr vor meinen Augen sehen!

Hannchen. Was hab' ich denn Böses gethan, liebe Mutter?

Mutter. O wenn du wüsstest, was das für ein abscheuliches Laster ist!

H a n n c h e n. O so mögen mir's der Himmel und meine Mutter vergeben! Ich wusste nichts!

M u t t e r. Dieses entsetzliche Laster wird dich bald an Leib und Seele zu Grunde richten!

H a n n c h e n — *mit einem lauten Schrei an ihre Mutter sinkend.* — Gott im Himmel sey mir gnädig!

M u t t e r. Ich hatte so viele Freude an dir! Ich erzog dich so fromm und christlich! Ich glaubte, die Mutter eines guten, unschuldigen Kindes zu seyn, und nun — nun ist alles dahin!

H a n n c h e n. O verzeihen Sie mir, meine Mutter! Ich armes Mädchen wusste nichts! Sagen Sie mir, was ich verbrochen habe? Was ich thun soll? Ich will alles, alles, Mutter! was Sie wollen!

M u t t e r. Willst du mir alles entdecken?

H a n n c h e n. Alles, Mutter!

M u t t e r. Wie lange treibst du diese Sünde schon ?

H a n n c h e n. Seit vierzehn Tagen.

M u t t e r. Ist das wahr ?

H a n n c h e n. So wahr , als ich Sie liebe !

M u t t e r. Aber wie bist du , um alles in der Welt , auf eine so hässliche Sünde gerathen ?

Hannchen erzählte nun der Mutter die Geschichte ihres Falles mit der kindlichsten Offenherzigkeit. Die Mutter , die zuerst entschlossen war , sie selbst zur Beichte zu führen , schalt nun im Herzen über die gefährliche Unbesonnenheit des Stadtpfarrers , und verfiel auf ein besseres Mittel.

Der Stadtphisikus war ein kluger , wohlerfahrer , redlichgesinnter Mann. Anne Reiter erinnerte sich , dass er erst vor einigen Jahren , mit einem Knaben und einem Mädchen , jedes von 12 bis 15 Jahren , die , wie man vermuthete ,

durch das nämliche Laster sich bis zu einer Art auszehrender Entkräftung geschwächt hatten, eine bewundernswürdige Kur gemacht habe. Hat mein Kind, dachte sich Anne Reiter, schon böse Folgen zu fürchten, welches der Himmel verhüten wolle, so kann man ihnen nie frühzeitig genug entgegenkommen; und ist dies nicht, so wird ein Mann, wie der Doktor ist, ihr mehr abschreckende Gründe zu sagen wissen, als zehn Beichtväter.

Die Mutter entdeckte ihm noch den nämlichen Vormittag den Hergang der Sache, und bat ihn um Verschwiegenheit. Er gab ihr die tröstliche Versicherung, ihre Tochter habe noch nichts von schlimmen Folgen zu fürchten, weil das Uebel noch nicht bis zur eingewurzelten Gewohnheit überhandgenommen, und er zweifelte nicht, ihre Seele ganz davon heilen zu können.

Am Nachmittage führte Anne Reiter ihre Tochter selbst zum Doktor. Hannchen trat blass, mit verweinten Augen, gesenktem Kopfe, schüchternem Schritte, ganz das Bild der reuevollsten, liebenswürdigsten Beschämung, zu ihm ins Zimmer. Er empfing sie mit einer Art, die Liebe und kindliches Zutrauen einflösste. Liebes Hannchen, sagte er, und nahm sie bei der Hand, deine gute Mutter bringt dich aus einer Absicht zu mir, die Beweis genug ist, wie zärtlich sie dich liebt. Sieh mich an! Schämst du dich vor dir selber, so hast du wenigstens nicht Ursache, dich vor mir zu schämen, der dein Freund, dein Arzt, dein Retter seyn will, der es nicht besser und redlicher mit dir meynen könnte, wenn er selbst dein Vater wäre! Hannchen fasste Muth, blickte ihn mit kindlichem, Trost und Hilfe suchendem Auge an, küsste ihm die Hand, und liess eine

Thräne darauf fallen. Sie musste sich neben ihn setzen. Er fuhr fort: Ich weiss deine ganze Geschichte, mein liebes Kind, und erspare dir die Unannehmlichkeit eines erröthenden Geständnisses. Danke dem Zufall, oder vielmehr dem Himmel, von dem dieser Zufall kommt. Du standest am Rande des tiefsten Abgrundes! Kein Laster richtet den Menschen mit einer so schnellen, unausbleiblichen Verwüstung an Geist und Körper zu Grunde, als dieses. Ich brauche dich blos mit einigen entsetzlichen Folgen, die es im Menschen verursacht, bekannt zu machen, um dein Herz mit dem vollsten Abscheu dagegen zu empören. Ich habe selbst die traurigsten Erfahrungen gemacht. Ich könnte dir Leute mit Fingern zeigen, wovon einige von dem äussersten Elende, von der erbärmlichsten Krüppelhaftigkeit des Leibes und der Seele, nur mit grösster Mühe, und

andere gar nicht mehr zu retten waren. Es stimmen mit mir die Worte, das Zeugnis, die Warnung der ersten erfahrensten Aerzte überein. Hannchen sah in Herrn Aman, so hies der wakere Mann, ihren Schutzgeist, und ward ganz Aufmerksamkeit. Er machte ihr die schrecklichen Uebel, die aus einer zu oft wiederholten, unnatürlichen Anstrengung der Nerven, zu heftigen Empörung der Fibern und Muskeln, der Verschwendung der feinsten, kostbarsten, von der Natur zu den heiligsten Absichten mit grossem Aufwande bereiteten Säfte, einer daraus erfolgten Schwächung und Zerrüttung der Sinnesorgane, Abspannung der Nerven, Vergiftung des Blutes, entstehen müssen, — nach ihrer ganzen Entsetzlichkeit anschaubar. Er entwarf ihr schaudervolle Gemälde von allen den ebenso schweren als mannichfaltigen Krankheiten, welche die unausbleiblichsten Fol-

gen dieses Lasters sind, als: alle Arten hipochondrischer Uebel, Bauchflüsse, Magenkrämpfe, Unverdaulichkeiten, brennendes Harndrängen, die schmerzlichsten Gichter und Zuckungen, wüthende Mutteraffekte, vollkommene Erblindungen, Taubheiten, Beraubungen des Gedächtnisses, Lähmungen der Arme, der Schenkel, der Füße, gänzliche Auszehrungen, die greulichsten Verunstaltungen des Körpers, unreine Auswüchse, ekelhafte Ausschläge, grässliche Eiterbeulen und Geschwüre, ja oft sogar die fallende Sucht. Er zeigte ihr, wie dieses Laster eben so grausame Verwüstungen in der Seele des Menschen anrichte. Ein niedergeschlagenes, trauriges, immer von den Schmerzen eines zerrütteten Körpers gepeinigtes Gemüthe sey für alle Reize der Natur unempfindlich, könne kein reines Vergnügen mehr fühlen, sey für die Freuden der Gesellschaft, für den

Genuss süßer Zärtlichkeiten, für alle das mannichfaltige Gute und Angenehme, worin so viel Schönes, Trostvolles, uns mit Rosenketten an dieses Leben Fesselndes liegt, so viel als abgestorben. Es könne so leicht keine Qual an die martervolle Bitterkeit der Vorwürfe reichen, die man sich machen müsse, wenn man alles in emsiger Thätigkeit leben und weben, alles die Pflichten seines Daseyns erfüllen, alles die erhabnen Wege seiner Bestimmung wandeln sähe, und in sich allein alle die gütigen Absichten einer weisen Schöpfung vernichtet fühle; alles um sich gesund, fröhlich, zufrieden, in den süssesten Abwechslungen der Freude genügsam und selig erblicke, und man sich allein mitten unter seinen sich freuenden Brüdern nicht freuen könne; allein ein elendes, krüppelhaftes, bis ins innerste Mark vergiftetes Leben dahinschleppe. Liebes Hannchen,

sagte der rechtschaffene Doktor weiter, die Natur hat deinen Körper mit vielen Reizen geschmückt. Ich habe das liebe, hoffnungsvolle Mädchen nie ohne inniges Vergnügen angesehen. Du hast eine glückliche Anlage zu allem Guten und Edeln. Du bist vom Schöpfer ausersehen, als eine lebenswürdige Gattin einen wackern Mann glücklich zu machen, als eine kluge, fruchtbare Mutter den Endzweck deines Daseyns zu erfüllen, alle reineren, seligeren Freuden der Gesellschaft, der häuslichen Liebe, der mütterlichen Zärtlichkeit zu geniessen. Liebes Mädchen, folge dem Rathe, der Bitte deines besten Freundes, und verunreine deine Seele nie wieder mit einem so unedlen, die Würde des Menschen weit unter alle Thierheit erniedrigenden Gedanken. Du würdest undankbar an deinem Schöpfer handeln, der dich mit so vielen Vorzügen begabt hat; lieblos

und unerkennlich an deinen Eltern, die dich mit einer so unbegrenzten Zärtlichkeit lieben; grausam und unsinnig an dir selbst, die du mit einer so schändlichen Vorsetzlichkeit an deinem eigenen Verderben arbeitest! — Hannchens Aug' schwamm in Thränen, ihr Herz zerschmolz in die innigste Rührung; sie dankte dem Doktor, als ob er sie vom Tode errettet hätte, warf sich in seiner Gegenwart zu den Füßen ihrer Mutter, bat um ihre Vergebung, und gab die heiligsten Versicherungen von sich. Die Mutter lebte von Neuem auf, in dem tröstlichen Gedanken, ihr Kind wieder gefunden zu haben. Zwar, fuhr Herr Aman fort, wird die Versuchung oft wieder kommen; weil der Mensch sie immer mehr zu rufen, als sie von sich selbst zu kommen scheint. Erhalte alle die abschreckenden Gründe, die ich dir gesagt habe, in lebhafter Erinnerung, und

du hast Waffen genug, um über jeden Anfall zu siegen. Man schreibt zwar für diese Seelenkrankheit unzählige Mittel vor; allein wem es an fester Entschlossenheit, an standhaftem Vorsatze, an männlicher Besiegung seiner Leidenschaften fehlt, für den ist eins wie das andere unzuverlässig. Wer die Pflichten seines Standes aus redlicher Absicht erfüllt, thätig die Stunden des Tages zu nützlichen Geschäften verwendet, dem bleibt unter Tags keine Zeit übrig, an unanständige Sachen zu denken; und er schläft die Nacht hindurch immer einen ordentlichen, ruhigen, keuschen Schlaf. Man hat freilich einsame Augenblicke, in denen sich der Mensch selbst gefährlich ist. Fühlst du so etwas, so suche, so geschwinde als möglich, Gesellschaft und Zerstreuung. u. s. w.

Neuntes Kapitel.

Der Postmeisterssohn , Wilhelm Berger , verliebt sich in Hannchen.

Hans Reiter erfuhr nichts von der Sache, da er ohnehin gewiss nichts besser dabei gemacht haben würde. Er hatte zwar eine Veränderung an seinem Mädchen gespürt, welcher er aber eine sehr natürliche Auslegung gab. Er hielt Hannchen für verliebt, und weil er grosses Zutrauen in das Mädchen setzte, so konnte er's gar nicht begreifen, wie sie sich in einen Jungen verlieben sollte, der Hans Reitern zur Unehre gereichen würde. Das Mädchen kann heurathen, wen sie will, sagte er oft zu seiner Anne. Wer er auch immer seyn mag, Bauer, oder Bürger, oder gar ein vornehmer Herr, wenn er nur ein braver, gesunder, ehrlicher Mann ist. Ein wackrer Handwerksmann wäre mir freilich am anständigsten, denn der trägt sein Kapital in seinen Händen.

Indessen kam bei Hannchen in wenigen Tagen die vorige Munterkeit wieder zurück; allein dieses gefährliche, von der Natur mit zu viel Leben begabte, immer zu den entgegengesetztesten Extremen geneigte Temperament fieng bald wieder an, in die muthwilligsten Launen auszuarten. Sie war zwar von diesem Laster geheilt, und jeder gutgesinnte Leser wird an ihrer Genesung von einer solchen Seelenkrankheit den wärmsten Antheil nehmen. Allein haben wir nicht noch immer für die Sitten dieses sonderbaren Mädchens zu fürchten? Bestimmt nicht oft eine Minute, ein ungefährer Augenblick, der Moralität, wie dem Glücke des Menschen, für seine ganze Zukunft das Loos?

Hannchens Reize entwickelten sich mit jedem Tage mehr. Der Anblick dieser unvergleichlichen Brünnette erregte eben so überraschende, als ange-

nehme und dauerhafte Sensationen. Alles in ihr war Grazie und Leben, alles der unverkennbare Ausdruck von Kraft und Festigkeit. Sie verband mit ihren Reizen eine ungewöhnliche Stärke, und belustigte oft mit den Proben, die sie davon ablegte, die ganze Nachbarschaft.

Hannchen fasste nun Leidenschaft für das Lesen. Geschichte war ihr am liebsten, weil, wie sie sagte, wirklich geschehene Dinge darinn enthalten sind, und man viel daraus lernen könne, wenn man mit den Sitten und Schicksalen von Leuten, die Aufsehen in der Welt gemacht haben, bekannt wird. Hans Reiter freute sich immer auf den Mittags- und Abendtisch, da ihn sein Hannchen mit den schönsten Erzählungen unterhielt, und sie manchmal mit sehr lustigen Einfällen begleitete. Gleichwie in Hans Reiters Augen kein Mädchen in der Stadt ein schöneres

Hemd machte, einen netteren Strumpf strickte, und eine schmackhaftere Suppe kochte, als Hannchen, so wusste eben so wenig eins so artig und mit Laune zu erzählen, als Hannchen. Er erzählte ihr in der Schenke alles wieder nach; aber immer mit dem Zusatze: so hat mir's meine Hanne aus Büchern erzählt.

Hans Reitern gegenüber, wohnte der Postmeister. Sein Sohn kam vor kurzer Zeit von der Universität, nach vollendeten Studien, zurück. Er war ein stiller, eingezogener, wohlgebildeter Mensch, aber von grossem Hang zu tiefer schwärmerischer Melancholie.

Berger, so ist sein Name, machte öfters bei Hans Reitern seine nachbarlichen Besuche, und schien nichts weniger, als gegen Hannchen gleichgültig zu seyn. Er lobte ihre Leidenschaft für ein gutes Buch, und kam ihrem Bedürfnisse mit vieler Gefälligkeit ent-

gegen. Er gab ihr meistens Länder- und Reisebeschreibungen, Schilderungen von neuentdeckten Inseln, u. s. w. Sie verschlang sie mit einer Art von Unersättlichkeit. — Hans Reiter hatte nun tagtäglich sehr grosse Reisen zu den Hottentotten, zu den Neuseeländern, auf die vereinigten Inseln, nach Otaiti zu machen. Auf den Abend wurde in der Schenke die Reise neuerdings angetreten; und weil man da meistens im heissen Klima war, so kostete es der Reisegesellschaft immer einige Kannen Bier mehr, als gewöhnlich.

Berger erbot sich, Hannchen die französische Sprache beizubringen. Dagegen aber protestirte Hans Reiter feierlichst. Dank für Ihren guten Willen, sagte er, aber Französisch braucht meine Tochter durchaus nicht zu können. Denn erstens kommt es mir recht abgeschmackt und lächerlich vor, wenn Deutsche in einer fremden Sprache miteinander re-

den; zweitens giebt es ja schöne Bücher genug in unserer Sprache, aus denen man viel lernen kann; Sie selbst haben mir oft erzählt, dass man schon sehr viele Bücher aus fremden Sprachen ins Deutsche übersetzt habe; und drittens kostet es immer so viele Mühe und Zeit, eine Sprache zu lernen, dass man, wenn man das gelehrte Handwerk eben nicht treiben will, stattdessen gar leicht etwas nützlicheres thun kann. Berger fand so viele natürliche Logik in diesen drei Argumenten, dass ihm das weite Gebiet der künstlichen Logik nicht einen einzigen Grund an die Hand gab, der an die Bündigkeit derselben reichte.

Berger setzte seine Besuche fleissig fort, war in Hans Reiters Hause sehr wohl gelitten, und befand sich ebenfalls nirgends so gut, als da. Hannchens Launen gewährten ihm die süsseste Unterhaltung. Sein Ernst heiterte sich in

ihrer Gegenwart auf. Kein Mensch war so leicht im Stande, ihn zum Lachen zu bringen, als das kindische Mädchen.

Er fasste bald eine heftige Leidenschaft für sie; aber er gehörte zu jener Klasse der Liebhaber, die um so unaussprechlicher lieben, je mistrauischer sie auf ihre Eigenschaften sind, und aus Furcht, verkannt, und mit verächtlicher Kälte zurückgewiesen zu werden, kaum sich selbst ihre Liebe zu entdecken getrauen.

Zehntes Kapitel.

Berger isst Blut.

Berger kam an einem Nachmittage zu Hannchen. Sie sass im zweiten Zimmer bei ihrer Arbeit. Im ersten, durch welches er gehen musste, nahm er Blut in einem Aderlassbecken wahr. Wer

hat sich zur Ader gelassen? fragte er. Ich, antwortete Hannchen im Scherze. Sind Sie nicht wohl? — Etwas besser als zuvor. Es ist ein Glück, dass Sie mich noch lebendig antreffen! — Er bezeugte sein Mitleid, und bedauerte zugleich, nicht selbst beim Aderlassen gewesen zu seyn. Ich hätte wenigstens, sagte er, Ihr Blut aus Ihrem runden, lilienweissen Arme fliessen sehen! — Sehen Sie gerne Blut, Berger? — Ihr Blut, Ihr Blut, liebstes Hannchen! — Sie sind nicht klug, Berger! — Er sass eine Weile, in tiefem Affekt versunken, da; seufzte ein paarmal aus vollem Herzen; stand auf, und gieng ins äussere Zimmer. Als er eine gute Weile ausblieb, schlich ihm Hannchen auf den Zehen nach, und schrie, als sie ihn einen Brocken gestocktes Blut mit heisser Begierde in den Mund stecken sah: Was thun Sie, Berger? — O vergeben Sie, liebes

Hannchen, Ihr Blut! Ach es ist so kostbar, so süsse, so unvergleichlich! — Aber was machen Sie denn für Streiche! fiel Hannchen ein, und riss ihm das Becken aus den Händen, das Blut ist ja vom Hausknechte. Er wurde blass darüber, und stand ohne ein Wort zu sagen da. Ein gewaltsames Grausen erschütterte seinen ganzen Körper, er fieng sich heftig zu erbrechen an, und Hannchen wusste sich nicht zu helfen. Die Mutter trat zum Glücke herein, Hannchen erzählte mit wenigen Worten den Vorfall. Die Mutter gab ihm Melissengeist ein, eine Medizin, welche in ihren Augen für alles helfen musste. In einiger Zeit erholte sich Berger wieder, nahm einen etwas verwirrten Abschied, und gieng nach Hause.

Hannchen bekam von der Mutter eine derbe Lektion über ihr unvorsichtiges Betragen, und die Dosis wurde

verstärkt, als Hans Reiter dazu kam. Er machte am Ende seine Glossen über den seltsamen Streich. Das soll, sagte er, ganz natürlich eine Liebeserklärung seyn — die sonderbarste Liebeserklärung von der Welt! Der Herr Nachbar kann unmöglich ganz richtig im Kopfe seyn! Was sagst du dazu, Anne! — Ich sage weiter nichts, als dass ich mich beinahe auch erbrechen möchte! — Und du, Hanne? — Mir ist recht leid um den armen Menschen! — Aber nicht wahr, Hannchen, eine spasshafte Liebeserklärung? Hannchen wurde roth, und machte sich, um dem verfänglichen Gespräche auszuweichen, in der Küche zu thun.

Eilftes Kapitel.

Man sieht , dass es in Bergers Kopf nicht richtig ist. Der Postmeister.

Bei Berger litt mehr der Verstand , als der Körper. Manchmal hatte er Augenblicke , die sich nicht so leicht aus der Sanftheit seines Charakters , und der Tiefe seiner Melancholie erklären liessen. Er wurde über Kleinigkeiten wild , fuhr ungestüm auf , misshandelte alles , was um ihn war , jagte Hunde und Leute zum Zimmer hinaus , u. s. w.

Der Postmeister , sein Vater , war an Körper und Sitten ein hässlicher Mann , der sich zum Umgange mit der Welt in seinem Pferdestalle , unter seinen Postillonen und Fuhrknechten , bei seinen Stuten und Hengsten gebildet haben mogte. An Fertigkeit im Fluchen suchte er seines Gleichen. Das gewöhnlichste Gespräch begann und endigte er mit Fluchen ; bekräftigte seine

Bejahungen und Verneinungen mit Fluchen; gab seinen Befehlen für die Hausleute mit Fluchen den gehörigen Nachdruck; stand mit Fluchen auf; setzte sich mit Fluchen zu Tische; und gieng mit Fluchen zu Bette. Sein grobes, ungestüm bellendes Wesen, machte alles im Hause verwirrt. Der garstige Hauspoltron fluchte und sacramentirte unaufhörlich über Unordnung, und stack zugleich bis über die Ohren in einem ewigen Chaos von häuslicher Verwirrung. Zwischen Vater und Sohn gab es tausend Verdrüsslichkeiten; und der Streit endigte sich immer damit, dass der Vater den studirten Hund, wie er seinen Sohn nannte, bei den Haaren fasste, und zur Thüre hinauswarf.

Die Postmeisterin, ein biederer, friedliebendes Weib, hatte beinahe nichts anders zu thun, als in und aus dem Hause das wieder gut zu machen,

auszugleichen, in Ordnung zu bringen, was ihr Mann verdorben hatte. Sie trat oft zwischen Vater und Sohn, und das Geringste, womit sie durchkam, war eine derbe Ohrfeige vom wilden Postmeister, wie man ihn in der ganzen Stadt nannte. Das Beste, was das gute Weib in der ganzen Sache thun konnte, war, ihren Sohn auf einige Zeit zu ihrem Bruder, welcher Pfarrer in einem benachbarten Dorfe war, zu schicken.

In Bergers zerrütteter Seele griff nun die Liebe mit jedem Tage mehr um sich. Er kam zwar seltner in Hans Reiters Haus; blieb nicht lange, und sass meistens in einer Art von verlor-nem Gemüthszustande da. Hannchen empfand für ihn, verstellte sich aber sehr behutsam vor ihrem Vater, der Bergern manchmal einen verrückten Menschen schalt. Eigentlich aber war sie immer mit sich selbst unentschlos-

sen, ob sie sich mit diesem sonderbaren Menschen weiter einlassen sollte.

Er beurlaubte sich bei Hannchen, als er zu seinem Vetter gieng. Sie begleitete ihn bis zur Hausthüre. Er drückte ihr beim Abschiede mit entbrannter Heftigkeit die Hand. Eine Thräne glitt ihm vom Auge. Leben Sie wohl, sagte er, theures, englisches Mädchen! Ach! um die Ruhe meines Herzens ist's geschehen!

Hannchen. Sie sind ein wunderlicher Mensch, lieber Berger!

Berger. Ach ich kann nicht anders! Sie sollen mich entweder nicht mehr sehen, wenn Sie mich nicht gerne sehen wollen; oder eher wieder, als Sie es vermuthen, wenn ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin!

Hannchen. Seyn Sie nur wie man seyn soll, dann können Sie für mich nicht bald genug zurückkommen.

Berger. Und wie soll ich denn seyn?

Hannchen. Vernünftig!

Mit diesem Worte drückte sie ihm die Hand, und verliess ihn. Er gieng; in seinem Ohre hallte noch immer der Ton, mit dem sie das Wort: vernünftig, ausgesprochen; und tausend Bilder stiegen in seiner Seele auf und nieder, die, getrennt und verbunden, immer nur das Gegentheil von vernünftig waren. Bei seinem Vetter begieng er um so tollere Streiche, je mehr er sich Mühe gab, vernünftig zu seyn.

Er war oft zu ganzen Tagen im grossen finstern Tannenwalde; kletterte auf den ungeheuren Gebirgen herum; schrieb da seine Gedanken nieder, und verlöschte sie wieder aus seiner Schreibtafel. Manchmal versperrte er sich halbe Tage in seinem Zimmer, und machte Aufsätze an Hannchen. Er schrieb ihr, so oft der Bote in die Stadt gieng. Sie erhielt in kurzer Zeit über zwölf Briefe von ihm, die alle sehr enge, und durch-

aus mit seinem Blute geschrieben waren. Er schnitt sich allemal mit dem Federmesser in die Brust, und liess das Blut tropfenweise auf die Feder. Sie wurde in kurzer Zeit voll kleiner Narben. Ich will hier dem Leser, um ihn nicht lange über etwas, das vielleicht in seinen Augen so viel als nichts ist, aufzuhalten, nur die drei kleinsten Briefe mittheilen.

„Du sagtest, ich soll vernünftig seyn. — Bin ich es denn nicht? Ich liebe Dich! Ist das nicht vernünftig? — Ach! wenn Du das nicht vernünftig nennst, so ist's um mich geschehen. — Ich frage mich oft, frage oft die ganze Natur: Was ist vernünftig? Hannchen lieben, sagt mir mein Herz, sagt mir alles ausser mir: für Hannchen leben, für Hannchen sterben! Und nun kostet es mich seit einiger Zeit so ganz und gar keine Mühe mehr, vernünftig zu seyn. — Nicht wahr, liebstes

Hannchen, nun darf ich kommen? Du wirst Dich wundern, Du wirst es nicht begreifen können, wie doch ein Mensch so vernünftig seyn kann, als ich es bin! “

— — —

„Ich liebe die Nachtigall, und klag’ ihr die Leiden meiner Seele! — Ich klag’ aber auch dem Sperber die Leiden meiner Seele! — Ach! liebes Hannchen, die Nachtigall ist fühllos dagegen, und der Sperber vernimmt sie! Du bist die Nachtigall, Hannchen. Wärest Du doch der Sperber! — Der Sperber ist ein hässlicher Vogel; aber hässlich oder nicht hässlich, wenn Du nur der Sperber wärst! — Ach! ich wollte Dir Tag und Nacht die Leiden meiner Seele klagen! — “

— — —

„Der Pfarrer, mein Vetter, der macht es vernünftig; er schläft bei seiner Köchin. Wer hätt’ es glauben sollen, dass der Pfarrer verliebt sey? Ich

habe Dich auch lieb, Hannchen, und des Pfarrers Köchin ist doch nur gegen Dich, was der hässliche Rabe gegen das sanfte, weisse, lieblich girrende Täubchen ist. Ich kann es nicht leiden, dass der Pfarrer seine Köchin bei sich hat! — Ich werde diese Nacht ein Täubchen zu mir ins Bette nehmen. Aber gieb, lieber Himmel, gieb, dass ich das arme Täubchen ja nicht erdrücke! — “

Zwölftes Kapitel.

Unerwarteter Nachtbesuch bei Hannchen.

„Liebster Berger! schrieb ihm Hannchen zurück, so viel ich aus Ihren verwirrten Briefen sehe, so werden Sie mit jedem Tage weniger klug. Was ist Ihnen? Gott, wie bin ich für Ihren Verstand besorgt! Kommen Sie bald in

die Stadt? Ich habe viel mit Ihnen, und von Ihnen zu sprechen! Nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie zu mir kommen, dass Sie von meinem Vater nicht gesehen werden. Ich erwarte Sie mit Sehnsucht, und bin u. s. w. “

Das war balsamisches Oel in die Flamme seiner Liebe. Er machte sich den andern Tag Abends um sechs Uhr auf den Weg, um während der Dämmerung die Stadt zu erreichen. Er schlich sich einigemal um Hans Reiters Haus, und sah keinen Menschen. Die Haushüre war offen. Er stahl sich die Treppe hinauf, versuchte an Hannchens Zimmerthür, und gieng, als er sie nicht verschlossen fand, hinein. Hier sah er um sich, um sich irgendwo zu verbergen, und kroch endlich unter den Tisch, über den ein bis zur Erde herabhängender Teppich gebreitet war.

Hannchen hatte eben an diesem Tage in einem Buche eine bezaubernde, ver-

führerische Stelle über den Werth und die Vorzüge körperlicher Schönheit gelesen. Beim Gemälde eines Mädchens von vorzüglichen Reizen fieng sie an zu vergleichen, und fand sich, so viel sie sich aus dem Spiegel kannte, beinahe ganz in diesem Gemälde getroffen. Ist mein Auge, sagte sie, nicht auch gross, schwarz und seelenvoll? Mein Mund, meine weissen, wohlgeordneten Zähne, meine ganze Gesichtsbildung, worin stehen sie diesem Bilde nach? Ist mein Busen weniger weiss, und rund, und voll; mein Bau weniger schlank und edel? weniger gut, als er's immer bei diesem Mädchen seyn kann? Hannchen hatte sich nie mit einer wärmeren wollüstigeren Zufriedenheit gedacht, als in diesem Augenblicke.

Ihre glühende Phantasie war, als sie schlafen gieng, noch voll von den schmeichelhaftesten Bildern ihrer körperlichen Reize. Sie verschloss die Thüre

hinter sich, stellte das Licht auf den Tisch, zog an den Fenstern die Vorhänge vor, kleidete sich aus, und stand, die rabenschwarze Haare in dicken Locken die Lenden herabströmend, mit ganz entblösstem Busen, und der blühenden Miene lächelnder Selbstzufriedenheit ein Mädchen vor dem Spiegel da, welches die Schönste der Grazien beschämt haben würde. Berger hob unter dem Tische ganz leise den Teppich in die Höhe, steckte den Kopf hervor, und weidete sich mit starr und gierig hinstrebendem Blick an diesem Zauberbilde. Hannchen stellte nun das Licht auf die Erde, und bewunderte mit gleichem Entzücken den kleinen Fus, die festen, wohlzugemessenen Waden, den Sammet der weissen, so voll und regelmässig hinanwachsenden Schenkel. Berger starrte noch immer, gleich einer Bildsäule, hin; nun Das Uebermaas des Entzückens war zu gross.

Es presste ihm einen leisen Seufzer aus. Hannchen fuhr zusammen, that einen Schrei, gab sich, statt in Ohnmacht zu sinken, die augenblicklichste Fassung, löschte das Licht aus, warf das Unterröckchen über sich, fasste voll wüthenden Grimmes den Verwegenen bei den Haaren, warf ihn zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und schrie, was sie aus voller Kehle schreien konnte: Ein Dieb! ein Dieb! — Auf den Lärm liefen die Schleifergesellen herbei, machten sich über den armen Berger her, und mishandelten ihn mit Schlägen. Hannchen! rief Berger die Treppe herauf, hab' ich das um Dich verdient? Sie kannte ihn an der Stimme, und nun wäre sie beinahe in Ohnmacht gesunken. Hans Reiter kam dazu, als Berger schon zum Hause hinausgeprügelt war. Die Postknechte wurden wach, und eilten herüber. Als sie den Sohn ihres Herrn erkannten, giengs

über die Schleifergesellen los , die eben so derb ins Haus zurückgeprügelt wurden. Hans Reiter bediente sich seines Ansehens , um dem Lärm ein Ende zu machen.

Die Mutter wurde aufgeweckt, und Hannchen zu ihrem Bette vor Gericht zitirt. Sie erzählte, was davon zu erzählen war. Hans Reiter war über den Vorgang der Sache sehr ungehalten. Das wird ein abscheuliches Aufsehen machen, sagte er; ich gäbe mein halbes Vermögen darum, wenn ich es ungeschehen machen könnte. Hannchen bekam zugleich eine derbe Lektion über den unzeitigen Lärm, den sie gemacht hatte. Die Mutter entschuldigte sie mit dem Schrecken, der sie nothwendiger Weise ausser aller Fassung bringen musste. Hannchen gieng. Hans Reiter hatte eine sehr unruhige Nacht. Anne Reiter weinte. Und Hannchen? — Hannchen legte sich nieder, und

schloss kein Auge bis an den hellen Morgen.

Die drollichte Geschichte wurde schon mit Anbruch des Tages unter tausend Zusätzen, Verdrehungen und Verunstaltungen von der dienstfertigen Nachbarschaft in der ganzen Stadt verbreitet.

Dreizehntes Kapitel.

Der Postmeister macht seinem Sohn einen Besuch mit der Kourierpeitsche.

Berger wurde von den Postknechten zu Bette gebracht. Wer will seine Gedanken, seine Vorstellungen, seine Empfindungen, die in einem verworrenen Gedränge in seiner Seele stürmten, mit treffenden Farben darstellen? Der Schimpf, den er einer rechtschaffenen, friedlichen Familie zugezogen, der unersetzliche Verlust, den er nun ganz gewiss an Hannchens Herz erlit-

ten, die unangenehmen Folgen, die daraus entstehen mussten, schwebten gleich schwarzen Schreckbildern vor ihm, und ängstigten, peinigten, folterten ihn mit blutigen Geisseln. Dann erschien wieder Hannchens Bild mit all ihren unnennbaren Reizen vor seiner Seele. Er sah sie, wie sie sich entkleidete; wie sich stufenweise ein Reiz nach dem andern enthüllte, wie das fröhlichste Lächeln dieses von sich selbst bezauberten Engels jedem ihrer Reize neuen Werth beilegte. Bald entstand eine Pause in seinem Ideengange, als ob die Gedankenkette auf einmal entzweigerissen wäre, bald kamen die ersten Schreckbilder in furchtbarer Gestalt wieder zurück, und vermengten sich mit den angenehmsten Vorstellungen. Der Verstand hielt stille, und die Ideen wirbelten wild und unaufhaltbar herum im schrecklichsten Gewirre einer endlos zerrütteten Phantasie.

Hannchen fieng nun erst an zu fühlen, wie heiss und innig sie den armen Berger liebe; allein ihre Vernunft überzeugte sie zugleich von der Nothwendigkeit, als ein ehrliches Mädchen, dem ein guter Ruf mehr als alles Glück der Welt, am Herzen liegen müsse, diese unselige Leidenschaft in sich zu ersticken, und sich auf immer allen Umgang mit Bergern zu versagen. Hannchen gab ihrem Vater darüber das feierlichste Wort. Er wurde dadurch in etwas beruhigt; indessen kostete es ihn beinahe mehr, als christliche Selbstverläugnung, gegen Berger, in dem er sich den schändlichsten Entehrter seiner Tochter dachte, nicht bis auf den Grad einer rachgierigen Unversöhnlichkeit aufgebracht zu seyn. Er schickte, ohne dass es Hannchen wusste, zum Postmeister, und liess ihn ersuchen, seinem Sohne sein Haus für die Zukunft nachdrücklichst zu verbieten.

Der wilde Postmeister gerieth darüber in Wuth, nahm seine Kourierpeitsche, stürzte wie ein Rasender in Bergers Zimmer, verschloss die Thüre hinter sich, fasste ihn, da er eben, wie ausser sich, in der Glut seiner erhitzten Phantasie da lag, bei den Haaren, riss ihn aus dem Bette, schlug unter donnernden Flüchen, mit der Unmenschlichkeit eines Wütrichs auf ihn zu, und würde ihn ohne Zweifel in seinem Grimme zu tode gepeitscht haben, wenn nicht Lärm darüber entstanden, die Postmeisterin mit einem Mordgeschrei die Postknechte zusammengerufen, diese die Thüre aufgesprengt, und das Ungeheuer, von Bergern weggerissen hätten.

Der Arme lag bedeckt mit Striemen, sinnlos, ohne Empfindung und Bewusstseyn auf der Erde. Man legte ihn zu Bette; erst nach einigen Stunden kam er etwas wieder zu sich; einige Tage

lag er ohne ein Wort zu sprechen, oder eine Speise zu sich zu nehmen, da. Die Postmeisterin durfte nur verstohlener Weise zu ihm. So sehr man um seine Gesundheit besorgt war, so unterstand sich doch niemand, einen Doktor zu holen. Berger knirschte oft mit den Zähnen, drohte mit den Händen, und verzog manchmal sein Gesicht in fürchterliche Grimassen.

Vierzehentes Kapitel.

Fürchterliches Donnerwetter. Noch fürchterlichere Gotteslästerung. Folgen davon.

Einige Tage darauf entstand ein schreckliches Donnerwetter. Ungeheure Gebirge schwarzer, mitternächtlicher Wolken zogen den Horizont herauf, und wälzten sich über die in dichte Finsternis gehüllte Stadt. Der Sturmwind

erhob ein grässliches Geheul; die knarrenden Fenster flogen zu; Dachsteine prasselten von den Häusern; Bäume wurden unter krachendem Getöse entwurzelt; Blitze kreuzten, stürzten, gleich einem entsetzlichen Feuerregen, vom Himmel; aus tausend Schlünden brüllte der Donner; die Erde wurde bis in ihre innersten Tiefen erschüttert; die Glocken der Kirchen hörte man nur dann, wann der Donner seine furchtbaren Pausen machte, in heissem Schalle. Die Stadt lag auf ihren Knieen, schickte ihr Angstgebet gen Himmel, und erwartete, unter allen Schauern des Todes, die Ankunft des Herrn im Weltgerichte.

Diese feierliche Szene der Natur wirkte auf den verwirrten Gemüthszustand des armen Bergers so sehr, dass er vom Bette aufsprang, sich schnell ankleidete, und unter dem heftigsten Gewitter in den Garten seines Vaters eilte. Hier

G

stand er eine Weile mit in sich geschlungenen Armen, und sah mit unverwandtem Blick ins Gewitter. Auf einmal zog er seine Kleider aus, legte sie neben sich, stand nackt da, nahm eine kühne drohende Stellung gen Himmel an, und brach in die greuelvollsten Flüche und Lästerungen aus: Tirann von einem Gott! brüll' mit deinem Donner, wie du willst; ich zittere nicht vor dir! — Schleudere deine Blitze herab auf mich, und vernichte mich siebenfach; ich werde nicht zittern vor dir! — Ich kniee nicht nieder vor dir, Tirann von hunderttausend Welten, und bete dich nicht an! — Sieh mich, und schäme dich deines Werkes! Sieh, wie du meinen Körper zerfleischt, meinen Verstand zerrüttet, mein Herz zerrissen hast! — Ich fluche dir, du elender Gott, dessen Augenlust es besser gewesen wäre, seine Welten mit grimmigen, ewig

sich zerfleischenden, einander sich selbst auffressenden Wölfen, Bären und Tigern, als mit Menschen bevölkert zu haben! — Ich fluche dir so lange, bis du mich vernichtest, oder ich allmächtig genug werde, dich vernichten zu können! — So schrie er gen Himmel, knirschte mit den Zähnen, warf geballte Fäuste hinauf, brach bald in ein grässliches Hohngelächter, bald wieder in entsetzliche, schaudervolle Flüche aus.

Aus der Wohnung einer Schlosserswittwe, einer alten Betschwester von schwarzer, verläumderischer, schadenfroher Seele, giengen die Fenster nach dem Garten des Postmeisters. Sie war an einem derselben, hielt in der einen Hand ein Lorettoklöckchen, und in der andern eine geweihte, brennende Kerze, und kreuzte sich bei jedem Blitze. Auf einmal erblickte sie den nackten Mann, trat erschrocken zurück, schickte an Maria ein Stossgebet um

Bewahrung ihrer Keuschheit ab , und wurde von lüsterner Neugierde wieder ans Fenster gezogen. Sie nahm an ihm sonderbare Geberden wahr , eröffnete das Fenster , und wurde beinahe von Schrecken zu Boden gedonnert , als sie ihn auf eine so greuliche Art gen Himmel lästern hörte. Grosser , allmächtiger Gott ! rief sie , allerreinsten , unbeflecktesten Mutter ! und ihr alle Heiligen im Himmel ! — Die Stimme stockte ihr. Nun sprang sie auf die Gasse , und schrie : Ein Gotteslästerer , ein Gotteslästerer ! Die Nachbarn kamen auf das Zetergeschrei ans Fenster. Seht , liebe Leute , ein Gotteslästerer ! fuhr sie fort , darum ist das fürchterliche Donnerwetter da. Gott straft uns in diesem verruchten Sünder ! Macht Reu und Leid , liebe Leute , wir wissen nicht , ob nicht den Augenblick Feuer vom Himmel fällt , und dieses Sodoma verzehrt. Gott im Himmel ! und seine

allerheiligste Mutter, sey uns armen
 Sündern gnädig und barmherzig! Amen!
 Amen! Amen! Sie lief unter wildem
 Geheul fort, und schrie durch alle
 Hauptgassen der Stadt: Ein Gottesläste-
 rer, ein Gotteslästerer! bis sie end-
 lich beim amtirenden Bürgermeister
 Rothmüller ankam. Sie war ausser
 Athem. Nach einer Pause kam sie
 zum Worte. Sie machte die Anzei-
 ge. Der Bürgermeister, ein elender,
 feiger Sklave seines Weibes und des
 lächerlichsten Aberglaubens, erblass-
 te, und zitterte an allen Gliedern.
 Die Frau Bürgermeisterin, das leib-
 haftigste Gegenstück zur alten Schlosse-
 rin, brach wie eine Furie in Wuth
 aus, liess sogleich den Oberschergen
 kommen, ertheilte ihm Befehl, den
 Postmeisterssohn auf der Stelle einzu-
 fangen, ihn an Ketten zu legen, und
 zwei Stockwerke unter der Erde in
 ein Gefängnis zu werfen.

Die Schlosserin kam indessen besser zu Athem, und fieng nun erst die recht abscheulichen Dinge, die sie gesehen, zu erzählen an: dass er nämlich mutternackt unter freiem Himmel gestanden; dass seine Haut mit schwarzen Flecken bedeckt sey; dass mit jedem Lästerworte ein dicker feuriger Rauch aus seinem Munde gegangen. Der Frau Bürgermeisterin triumphirte die Schadenfreude im Gesichte; der Bürgermeister zitterte, als ob er auf der Stelle das kalte Fieber bekommen hätte.

Der Oberscherg und vier handfeste Unterschergen, jeder von zwei grossen Fanghunden begleitet, mit einem Wurfprügel unter dem Arme, mit Stricken und Ketten versehen, liefen durch die Stadt, dass ihnen der Schweiss von der Stirne rann. Der Postmeister lag am Fenster, als sie durch seinen Hof in den Garten eilten. Was will das Spitzbubengesindel in meinem Hause?

rief er, sprang heraus, erwischte im Hof einen Prügel, und ihnen nach Berger stand noch nackt auf seiner Stelle. Ein Scherge packte ihn rückwärts, schlug ihm einen Fus unter, und warf ihn zu Boden. Ihr Kreuzhimmeltausendsakementsspitzbuben-Gesindel! schrie der Postmeister hinten-drein, und schlug einen Schergen zwischen die Schultern, dass er zur Erde sank. Allo fass! schrie ein anderer, und in dem nämlichen Augenblicke packten ihn die Hunde, und rissen ihn nieder. Er bekam Wunden im dicken Fleische. Sie machten ihn von den Hunden los. Man brachte ihn, Blut von sich strömend, schäumend vor Wuth, Flüche und Verwünschungen röchelnd, in sein Haus. Die Schergen warfen über Bergern sein Hemde, zogen ihm die Beinkleider an, und führten ihn, mit bloßem Haupte, zerrauften Haaren, offener Brust, nackten Füßen, die Hände

mit Stricken gebunden, den Leib mit rasselnden Ketten beladen, unter dem hohlen Gebelle der Fanghunde, dem herbeieilenden Volke ein grässliches Schauspiel, durch die Hauptstrasse der Stadt ins Gefängnis. Berger war dabei ruhig, lachte etlichemal laut auf, und rief oft in einem freudigen Tone: Vernichtung, Vernichtung! —

Hannchen stand am Fenster, als Berger vorbeigeführt wurde: sie that einen lauten Schrei, und sank ohnmächtig zu Boden; Hans und Anne Reiter kamen ihr zu Hülfe; die Trostlosigkeit der Familie war ohne Grenzen.

Die Postmeisterin fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und wurde noch den nämlichen Tag nach Viehthal zu ihrem Bruder dem Pfarrer gebracht.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Postmeister kommt in den Stock.

Der Postmeister hatte sich den ganzen Magistrat schon lange vorher zum unversöhnlichsten Feinde gemacht. Man sehnte sich nach dem schicklichen Zeitpunkte, sich nach Gebühr an ihm reiben zu können. Er hatte die Gewohnheit, an öffentlichen Oertern über alles zu schimpfen, was beim Magistrate vorgieng, und jede Beschimpfung nach seiner Art mit den nachdrücklichsten Flüchen zu begleiten. Den Bürgermeister Zöllner nannte er einen Esel, der durch Bestechungen in den Rath gekommen; den Bürgermeister Rothmüller einen Schaafskopf, eine feige Memme, einen äusserst dummen Pinsel, der unterm Pantoffel steht, und die leibhaftige Höllenfurie von seinem Weibe statt seiner amtiren lässt; den Reichs-

stadtsindikus einen Henkersknecht, einen Spitzbuben, einen Halunken, der die Dummköpfe von Rathsherren an der Nase herumführt, sich mit öffentlichen Geldern bereichert, von Geschenken armer Bürgersleute sich mästet und vollsäuft, um einen Gulden, Gewissen, Recht und Gerechtigkeit verkauft, u. s. w. und so las dieser politische Unhold dem ganzen hochlöblichen Rathspersonale, bis auf den letzten Mann inclusive, den Text.

Er wurde gleich den andern Tag Morgens um acht Uhr auf's Rathhaus in das Strafamts, welches aus den zwei Bürgermeistern, dem Stadtamtmanne, dem Sindikus und noch zwei andern Rathsverwandten bestand, zitirt. Die Schergen klagten ihn einer Vergreifung an den ehrsamten Gerichtsdienern der Stadt an. Sie traten ab. Das Verhör mit dem Postmeister nahm seinen Anfang. Was gehen mich die Himmelsakkermentshunde an! sagte er.

Sindikus. Herr, ihr seyd vor dem ehrsamen und wohlweisen Gerichte, und nicht in der Gesellschaft eurer Stallknechte.

Ein Bürgermeister. Betragt euch gebührlich, ich sag's euch!

Postmeister. Aber Kreuzhimmel-tausend —

Stadtamtman. Ich lasse euch einsperren, wenn ihr euch nochmal zu fluchen untersteht.

Postmeister. Aber alle Blitz und —

Stadtamtman — *läutet*. Zwei Schergen kommen. — Führt den Postmeister ins Loch! — Jeder packt ihn auf einer Seite beim Rocke. —

Postmeister. Meine wohlweisen Herren, ich hab' es nicht so arg gemeint. Es ist einmal meine Gewohnheit so.

Sindikus. Ihr seyd vor Gericht. Lasst eure schändliche Gewohnheit zu Hause.

Zweit. Bürgermeister. Ihr wisst ohnehin, wie ihr daran seyd; wie euch gestern der liebe Gott in eurem Sohne eures vielfältigen, ärgerlichen Fluchens wegen heimgesucht hat.

Sindikus — zu den Schergen. — Tretet ab. Aber bleibt ausserhalb an der Thüre. — *Sie gehen ab; der Postmeister sieht ihnen unwillig nach, und brummt einige unverständliche Flüche.* — Ihr habt euch gestern an den Gerichtsdienern des hochlöblichen Stadtgerichts vergriffen.

Postmeister. Was ist's auch, wenn ich so einen Lumpenhund mit rothen Aufschlägen niedergeschlagen habe? Sie haben mich schandmässig genug dafür zugerichtet.

Zweit. Bürgermeister. Ist euch recht geschehen.

Sindikus. Warum habt ihr das gethan?

Postmeister. Weil ich das unehrliche Geschmeiss in meinem Hause nicht leiden kann.

Sindikus. Es ist auf Befehl des hochlöblichen Stadtgerichts geschehen. Ihr wisst doch, dass es gegen die Gesetze, gegen Ruhe und Ordnung, dass es eine Verletzung *tranquillitatis, et securitatis publicae*, eine *violatio jurisdictionis territorialis*, dass es endlich ein höchststrafwürdiges Staatsverbrechen sey, sich gewaltthätiger Weise an einer Gerichtsperson zu vergreifen?

Postmeister. Aber Kreuzhimmeltau —

Der Stadtamtmanu griff nach der Glocke. Der Fluch erstickte dem Postmeister noch auf den Lippen. —

Sindikus. Nur zu!

Postmeister. Ihr Herren, ihr macht mir kalt und warm, weil ihr mich nicht fluchen lasst. Was hab' ich da denken können, als ich den Hund

niederschlug, gegen was ich mich alles verfehlen werde? Das ist ja die grösste Hundsfötterei von der Welt, einen Schergen, einen unehrlichen Kerl, einen Henkersknecht zu einer ehrsamem Gerichtsperson machen zu wollen.

Sindikus. Ihr habt euer Verbrechen eingestanden. Tretet ab. — *Er geht zwischen den Zähnen brummend zur Thüre hinaus.* —

Die Strafe war schon vor dem Verhör beschlossen; man wurde also um so geschwinder fertig. Der Stadtamtmann läutete. Der Postmeister und die Schergen, als Parthei und Exekutoren zugleich, wurden hereingerufen. Der Sindikus verlas das Urtheil, und das bestand darin: dass er den Schergen Abbitte thun, dem Beleidigten zwölf Dukaten zur Satisfaktion geben, und auf dem Markte eine Stunde im Stocke sitzen sollte. Das erste war, dass er dem Sindikus die Abbitte wörtlich

nachsprechen musste. Der Schweiss rann ihm von der Stirne, ein heisser Dunst gieng von ihm, bei jedem Worte schien ihm der Athem auszubleiben; was er verschlang, oder unverständlich aussprach, musste er dem Sindikus drei bis viermal nachsprechen. Als die Abbitte zu Ende war, rieb er sich die Stirne, riss die Weste auf, nahm sich die Halsbinde ab, und schrie: Aber ihr Sakementer, jetzt erlaubt mir, dass ich fluchen darf, oder ich krepir' euch auf der Stelle! — Ihr Kreuzhimmeltausendsakermementskerls von Rathsherren, seyd ihr auch Rathsherren? Hundsfötter seyd ihr! Mich, einen ehrlichen Kerl, einen Bürger der Reichsstadt, einen Postmeister des H. R. Reichs-Postamts, zu einer Abbitte an Henkersknechte zu zwingen, mich öffentlich in den Stock zu schlagen, mich — o ihr alle Kreuzhimmel und Wetter! — Das hochlöbliche Strafamt liess ihn un-

unterbrochen fortfluchen, bis er von selbst aufhörte. Der Sindikus fand am Ende nichts weiter zu erinnern, als dass er für seine Ungezogenheiten eine Stunde länger im Stocke zu sitzen verdienne. Man stimmte ihm bei. Er wurde fluchend fortgeführt, und an Händen und Füßen auf dem Marktplatze in den Stock geschlagen.

In weniger als zehn Minuten versammelte sich die halbe Stadt um ihn, und drückte in den mannichfaltigsten, possirlichsten Zügen und Geberden ihre Neugierde, ihre Verwunderung, ihr Vergnügen, ihre Schadenfreude, ihren Beifall, ihren Triumph aus.

Um zehn Uhr war die Schule zu Ende. Die Studenten kamen in wimmelnden Haufen über den Marktplatz, und drangen sich zum Postmeister herzu; und nun nahm der Spektakel erst seinen Anfang. Der Postmeister und die Studenten waren schon seit lange

in einer ununterbrochenen Fehde; sie spielten ihm einen Streich um den andern, bekamen aber auch manchmal seine Kourierpeitsche ziemlich derb zu fühlen. Sie stiegen ihm in den Obstgarten; zertraten ihm die Küchenpflanzen; warfen ihm die Fenster ein; ließen seine Hunde los, und hetzten sie an sein Geflügel, u. s. w. und er immer wie der Blitz mit seiner Kourierpeitsche hintendrein. Bravo, Herr Postmeister! Ihr Diener, Herr Postmeister! Wie gehts, Herr Postmeister! Das ist eine hübsche Positur, Herr Postmeister! Was macht die Kourierpeitsche, Herr Postmeister! schrieen, schäkerten, lärmten, jubelten sie nun. Der zupfte ihn am Kleide, oder an den Haaren; ein anderer präsentirte ihm Tobak; ein dritter rieb ihm denselben unter die Nase. Jetzt lachten sie, verspotteten und verhöhnten ihn; dann nahmen sie einen weinerlichen Ton und klägliche

Geberden an, als ob sie ihn bedauerten. Wollte er fluchen, so überstimmten sie ihn mit wildem Geschrei. Ein Wunder, dass der Mann nicht vor Aerger und Wuth auf der Stelle blieb.

In der That waren das für ihn ein paar entsetzliche Marterstunden. Denn nebst dem, dass er dem Gaffen des Volkes und der Ausgelassenheit des ungezogensten Studentenpöbels Preis gegeben war, brannte ihn die Sonne heftig auf die Glatze; er rieb sich in den engen Zwanglöchern die Hände wund; und weil er, da er doch ein voller Mann war, mit eingezwängtem Bauche und scharf gebogenem Rücken auf der Erde sitzen musste, war's ihm, als ob ihm unter den schmerzlichsten Empfindungen Genick und Rückgrad entzweibrechen wollten.

Nach überstandener Strafe warf er die Gebühr den Schergen vor die Füße,

schlich sich stille, gebeugt, beschämt davon, und verschloss sich einige Tage in seinem Hause.

Sechszehntes Kapitel.

*Hans Reiter misbilligt Hannchens
Liebe.*

Hannchens Lage war entsetzlich. Die Vernunft unterstützte sie zwar im Kampfe mit ihrer Leidenschaft; aber nicht immer besiegen Gründe der Vernunft die Empfindungen des Mitleidens einer herzlichen aus Liebe veranlassten Theilnahme.

Hans Reiter wurde über den Zustand seiner Tochter unruhig. Er setzte sich an einem Abend zu ihr in den Garten. Sie sass da, ohne ein Wort zu reden. Was ist dir, mein Kind? fieng Hans Reiter an. Du solltest vor deinem Vater kein Geheimnis haben! Oeffne mir dein Herz!

Hannchen. Ach lieber Gott, mein armer Berger!

Hans Reiter. Dein armer Berger?

Hannchen. Ach! ich unglückliches Mädchen habe weder Rast noch Ruhe, bis sein Schicksal entschieden ist!

Hans Reiter. Ich auch nicht. Ich weiss zwar nicht, wie eigentlich die Sache zusammenhängt, aber ich denke doch, wir hätten grosses Unglück verhüten können.

Hannchen. Ich verdiene Ihre Vorwürfe, mein Vater! Aber ach! es kam alles so schnell, so sonderbar, so überraschend! — Der arme Mensch ist im Kopfe nicht richtig. Ich wollte wetten, er dachte nichts Arges dabei; er wusste nicht einmal, was er that, was er wollte, wo er war.

Hans Reiter. Wie steht es aber um dein Herz?

Hannchen. Liebster Vater —

Hans Reiter. Sey aufrichtig! Du warst es ja sonst immer gegen deinen Vater!

Hannchen. Ach, ich weiss es nicht, welchen Eindruck der unglückliche Mensch auf mein Herz gemacht hat!

Hans Reiter. Traurigeres hättest du mir nichts sagen können!

Hannchen. Ach! wie bald, wie augenblicklich ist es um das Herz eines Mädchens geschehen.

Hans Reiter. Unglückliches Kind, ich glaubte einmal Freude an dir zu erleben!

Hannchen. Lassen Sie sich nicht niederschlagen, mein Vater! Ich selbst fühle das Thörichte meiner Leidenschaft.

Hans Reiter. Und doch —

Hannchen. Ich werde thun, was ich kann! Ich werde versuchen, den Verstand zum Meister meines Herzens zu machen! Mit meinem Willen, mein

Vater, soll und darf nichts geschehen, was Ihrer und meiner Ehre nachtheilig werden könnte!

Hans Reiter — *sich die Thränen von den Augen wischend.* — Ist das wahr, mein Kind? O so erleb' ich ja doch noch Freude an dir!

Hannchen. Vernunft und Zeit heilen sonst alles, sagt man! — Ach! sie werden ja auch das Herz eines liebekranken Mädchens heilen können!

Hans Reiter. Verlasse dich darauf, das werden sie, mein Kind, wenn du vernünftig seyn willst!

Hannchen. Vielleicht kann ich bald zu Ihnen hintreten, und mit fröhlichem Muthe sagen: Nun ist mein Herz wieder frei, mein Vater! — Aber ach! noch kann ich es nicht!

Hans Reiter verliess seine Tochter, halb getröstet, halb beunruhigt, und gieng zu seiner Anne, sich mit ihr zu berathschlagen. Er war der Meynung,

Hannchen zu seinem Herrn Vetter, der in *** eine Hofrathsstelle begleitete, auf eine Zeit zu schicken. In einer so grossen Stadt findet sie Zerstreuung genug, sagte er, um den fatalen Menschen zu vergessen. Hannchen ist darnach erzogen, dass wir von Verführung so leicht nichts zu fürchten haben. In einem viertel- längstens in einem halben Jahre hol' ich sie wieder. Es kann ihr eben auch nicht schaden, wenn sie ein wenig in die Welt hinaus kommt, andere Sitten, andere Gebräuche, andere Leute kennen lernt. Anne war von jeher gewohnt, in allem das getreue Echo ihres Mannes zu seyn. Was er misrieth, unterliess sie; was er sagte, anordnete, befahl, unternahm, hiess sie gut, ohne erst darüber zu denken, ob es auch so recht sey. Nun war sie das erstemal entgegengesetzter Meynung. Nein, sagte sie, in eine so grosse Stadt lass ich mein

Kind nicht. Besser wird sie darin doch nicht, als sie jetzt ist, aber schlechter kann sie uns leicht werden. Man sagt immer, ein junges hübsches Mädchen komme selten wieder aus einer grossen Stadt so zurück, wie es dahin gekommen ist. Und so gar ohne Grund wird man doch das auch nicht sagen. Dein Vetter mag meinetwegen ein braver Mann seyn, aber ich kenn' ihn nicht; und einem Manne, den ich nicht kenne, mag ich mein einziges Kind nicht anvertrauen. Ueberlass du nur mir's; ich will Hanne schon wieder zurechtbringen.

Hans Reiter sah es ein, dass er Unrecht hatte; aber da es ihm ganz ungewöhnlich war, einmal Unrecht haben zu müssen, so gieng er, ohne ein Wort zu sagen, fort, und kam nicht zum Abendessen. Anne Reiter war in Sorgen, konnte keinen Bissen essen, und sah unaufhörlich zum Fenster hin-

aus. Um zehn Uhr hörte sie ihn von weitem kommen. Sie nahm sogleich das Licht, eilte die Treppe hinunter, machte ihm selbst die Hausthüre auf, und empfing ihn mit freundlicher Miene. Er sagte kein Wort. Als er in der Stube war, deckte sie ihm den Tisch, brachte ihm das Essen, und setzte sich zu ihm. Wer widersteht den Zärtlichkeiten eines guten, redlich-gesinnten Weibes? Hans Reiter fieng zu schmunzeln an. Wie steht's mit Hannchens Reise? sagte Anne. Die Postpferde sind abbestellt, gab er lächelnd zur Antwort.

Anne. Nun so siehst du's doch selbst, dass ich Recht hatte!

Hans Reiter. Je nu, für diesmal! Aber, Anne, lass dir's ja nicht gelüsten, so bald wieder Recht haben zu wollen!

Und so gab sich eine Rede in die andere.

Siebenzehntes Kapitel.

*Geschichte des Herrn Stadtkapellans
Strehler.*

Ich kenne einen sehr wackern Mann, der fest an dem Grundsatz hält, Pfaffen- und Offiziersbesuche sich in seinem Hause zu verbitten. Wer diese zwei Klassen rüstiger Keuschheitsritter näher kennt; wer sein Weib und seine Tochter liebt; wem die Ruhe und Eintracht seines Hauses am Herzen liegt, der mag diesem Manne so ganz Unrecht nicht geben.

Hans Reiter dachte nicht viel anders. Er bewies zwar beiden Ständen die ihnen gebührende Ehrfurcht, vermied aber sorgfältig einen vertrauten Umgang mit ihnen.

Jede Regel hat ihre Ausnahme. Die Stadt machte vor einigen Monaten mit einem neuen Stadtkapellane eine, wie man sich schmeichelte, sehr glückliche

Aquisition. Er war ein junger, feuriger, geistvoller, wohlgebildeter Mann, verrichtete seine Funktionen mit Anstand und Erbauung, besass eine mächtige, hinreissende Beredsamkeit, und wurde bald das Orakel der Stadt und der ganzen Gegend. Ein schöner Priester ist in dem Augenblicke, da er in einer warmen, in die Seele dringenden Sprache, mit dem Reize der rednerischen Geberde, mit dem Wohllaute einer richtigen kraftvollen Deklamation von der Kanzel zu dem Volke spricht, immer eines tiefen, oft auch zweideutigen Eindrucks auf die Andacht weiblicher Herzen gewiss.

Es lohnt indess allerdings der Mühe, mit Herrn Strehlers Charakter und Denkungsart, ehe er näher in unsere Geschichte verflochten wird, genauer bekannt zu werden.

Herr Strehler wurde schon in seinem sechzehnten Jahre ins innere Ge-

heimnis der Liebe eingeweiht, indem seine eigene Kostfrau so kühn war, ihn, als er in Augsburg der Rhetorik oblag, in besagtem Jahre zu entjüngen. Sie hatte kaum drei und zwanzig Jahre, und wurde von ihrem Manne, einem grämlichen, ausgetrockneten, eifersüchtigen Sechsziger, mit Argusaugen bewacht. Jemehr sie von allem Umgang abgeschnitten war, um so dringendere Bedürfnisse fühlte das arme Weibchen.

Ihre Absichten giengen auf ihren hübschen, jungen Kostgänger. Sie fühlte zwar manchmal eine Art gewissenhafter Bangigkeit, wenn sie sich die Sünde in ihrer ganzen Grösse dachte, einen unschuldigen Jüngling zu verführen; allein die Gewalt ihres peinigenden Bedürfnisses, und die traurige Unmöglichkeit, es auf eine anständigere Art befriedigen zu können, siegen am Ende doch über die Aengstlichkeit ihres zarten Gewissens.

Der junge Strehler war ein Jüngling, der sich mit der äussersten Strenge an die jesuitische Schulmoral hielt, und als einen der eifrigsten, engelreinsten Sodalen der marianischen Kongregation auszeichnete; alle Tage das *omni die dic Mariae etc.* für Erhaltung seiner Keuschheit aus tiefer Innbrunst abbetete; die sechs Aloysianischen Sonntage mit Beicht und Kommunion feierte; mit niedergeschlagenen Augen auf der Strasse gieng; sichs zur schweren Sünde rechnete, einer Weibsperson ins Gesichte zu sehen; in der Fasten beim *Stabat mater* den Rücken unbarmherzig sich zerfleischte; bei der Charfreitagsprozession einen schweren Kreuzblock schleppte, u. s. w.

Für einen marianischen Sodalen, den einmal die unbefleckte Jungfrau und Königin der Engel in den allerhöchsten Schutz genommen, braucht es eine ziemlich schlaue, durchtriebene

Eva, um ihn zum Apfelbiss zu vermögen. Bedürfniss thut indessen in manchem Falle mehr, als Anlage und Talent. Die Kostfrau begegnete ihm mit einer Freundlichkeit, wenn der Alte nicht zu Hause war, und in seiner Gegenwart mit einem Ernste, zu dessen Erklärung auch der dümmste Junge keinen Ausleger gebraucht hätte. Unser Junge verstand nichts. Sie drückte ihm die Hand; warf Blicke auf ihn, die mit einer ungleich grösseren Vernehmlichkeit als die deutlichsten Worte sprachen; hies ihn einen schönen Jungen, für den es ewig Schade wäre, wenn er geistlich werden sollte, u. s. w. Unser Junge verstand wieder nichts. Sie erwies ihm tausend kleine Gefälligkeiten, suchte seinen Kaltsinn mit artigen Geschenken zu erwärmen, versäumte keine Gelegenheit, den Busen vor ihm zu enthüllen. Nicht einmal das verstand unser frommer Junge.

Die Sache zog sich dem Verlangen des armen Weibchens nach, zu sehr in die Länge. Was durch List nicht gelingen wollte, musste mit Sturm erobert werden. Die Morgenstunde, in welcher den nächsten Adventssonntag ihr Mann zu den Karmeliten ins Rorate gieng, ward dazu bestimmt. Sie stahl den Tag zuvor dem Alten den Hausschlüssel aus der Tasche, damit er bei seiner Zurückkunft läuten müsse. Der Junge schlief noch in seinem Zimmer. Das Weibchen öffnete leise die Thüre, schloss sie eben so leise wieder zu, stellte das Licht auf die Seite, stand in einem rothen Unterröckchen, mit offenem Busen, in dem allergefährlichsten Negligee vor seinem Bette, und weckte ihn sanft aus dem Schlafe. Heiliger Aloysius, steh mir bei! rief er erschrocken, als er sie sah, und steckte den Kopf unter's Bette. Geh, lieber Joseph! sagte sie in einem süßen, lieb-

kosenden Tone, sieh mich an, und schäme dich, so kindisch zu seyn! — Du bist doch nicht so dumm, und glaubst die Albernheiten wirklich, die dir dein einfältiger Magister vorplaudert! — Nun, siehst du mich nicht an? — Gut, so lösche ich das Licht aus! — Gieb mir deine Hand her, lieber Joseph! Ich wäre nicht zu dir gekommen, wenn ich dich nicht so lieb hätte. Er reichte ihr zitternd die Hand, ungewiss und neugierig, was aus der sonderbaren Erscheinung werden sollte. Sey, fuhr sie fort, mit deiner dummen Keuschheit nicht so kindisch. Wo wären ich und du, und alle andere Leute, wenn sich unsere und ihre Eltern nicht auch lieb gehabt hätten? — Aber soll ich vor dir erfrieren? — Mache mir Platz, lieber Joseph! — Eh' er noch — heiliger Aloy — ausrufen konnte, lag sie bei ihm im Bette, und drückte ihn mit

beiden Armen an ihren Busen. Entweder war Madame Potiphar nicht so reizend, oder im Angriffe unwiderstehlich, oder unser Joseph in seiner Keuschheit nicht so eisenfest, als ehemals der Aegyptische, kurz, er ergab sich. Was wollen Sie denn? sagte er in einem ängstlichen Tone. Dich mit einem Vergnügen bekannt machen, erwiderte sie, das über alle Vergnügen in der Welt geht! — Die Stunde flog gleich einem schnellen Flüchtling vorüber. Strehler küsste seiner wohlthätigen Kostfrau, als sie ging, voll des dankbarsten Entzückens, die Hände. Der Alte bekam seinen Schlüssel nicht wieder, und sich einen neuen machen zu lassen, dazu war er zu geizig.

Dies war der Zeitpunkt, in welchem Strehler in sich den Grund zum ausserordentlichsten Heuchler seiner Art legte, und ihn, was es auch für son-

derbare Zufälle waren, die ihn in seinem Plane irre machen wollten, bis ans Ende seines Lebens meisterlich fortspielte. Er behielt, wie zuvor, seine fromme Miene; setzte in den Augen seiner Obern, mit fanatischem Eifer seine Andächteleien fort; spielte die Rolle des ersten Jesuitenlieblings; war Kandidat bei ihnen, und würde da einst, wenn der Orden nicht einige Monate vor seiner Aufnahme erloschen wäre, den Minister, oder Rektor, oder Provinzial mit der unnachahmlichsten Feinheit, zu nicht geringer Ehre und Beförderung der Gesellschaft, gespielt haben.

Während der Mann im Rorate die geheimnisvolle Ueberschattung des heiligen Geistes anbetete, erfreute sich seine Frau einer anderen Ueberschattung, deren glückliche Folge sich in kurzer Zeit äusserte. Der Alte hatte zu gutem Glücke so viel blindes Zu-

trauen auf seine mühselige , ekelhafte Stümperei , dass er vor Freuden in die Höhe sprang , seine Mannheit in der ganzen Nachbarschaft prahlerisch ausposaunte , und nach der Entbindung von den W. E. P. P. Karmeliten ein Dank - und Lobamt absingen liess , das ihn gegen zwei baare Dukaten zu stehen kam. Als ihm die Hebamme den kleinen Xaver mit der Versicherung vorhielt , er sehe seinem Vater so auf ein Haar gleich , als ob er ihm aus dem Gesichte geschnitten wäre , wusste er im Uebermasse des Entzückens sich so wenig zu fassen , dass er ihr auf der Stelle einen Baierischen Thaler in die Hand drückte.

Kaum waren die sechs Wochen vorüber , so hatte ihm der fromme Kostgänger schon den zweiten Dienst geleistet ; als aber die Herbstferien kamen , ward Strehler von seinen Eltern auf die Universität nach D*** bestimmt.

Beim Abschiede, der ungleich trauriger war, als er scheinen durfte, gab ihm seine Kostfrau, zu einem neuen Beweise, wie sehr sie ein Geschöpf von der seltensten Gutherzigkeit war, eine Klugheitsregel mit auf den Weg, die ihm in der Folge die vortreflichsten Dienste leistete; dann einen Kuss, und eine heisse, bittere Thräne! Und so riss sich Strehler mit seiner Klugheitsregel aus ihren Armen.

Schon den ersten Morgen, an welchem Strehler in seinem Geburtsdorfe im Hause seiner Eltern erwachte, machte er eine sehr glückliche Applikation damit. Das Dienstmädchen, ein junges unschuldiges Ding, gieng frühe um fünf Uhr an seinem Zimmer vorbei. Er rief sie unter dem Vorwande, er habe Kopfschmerzen, zu seinem Bette, und spielte mit ihr eine Scene, die der Roratescene nicht ganz unähnlich war. Das gute Mädchen war dar-

auf dem Herrn Studenten, so nannte man ihn im Hause, und im ganzen Dorfe, so ganz ergeben, dass sie ihn in allem mit einer unglaublichen Emsigkeit bediente. Das Mädchen ist doch eine herzensgute Närrin, sagte die Mutter, wenn es ihr gefiel, ihren Studenten so gut und fleissig bedient zu sehen.

Einige Tage darauf, traf er im Walde des Kirchenbauers dicke, starkbusigte Dirne an. Sie schnitt Gras, und sang auf ächt schwäbisch, das schlüpfliche Liedchen:

Wann i nauf gang aufs Bergele

Wo schlafa thuet mei liebs Schätzele

u. s. w.

Er stellte sich zu ihr, bat sie weiter zu singen, und nahm sie bei der Hand. Ei Herr Student, sagte sie, er hat ja gar eine weisse und linde Hand! Und was that die Dirne der weissen und linden Hand nicht alles zu lieb, als Beide ein wirthbares dunkles Gebüsche in seinen Schoos aufnahm?

Am Vorabend des einfallenden Kirchweihfestes gieng er gerade an der Kirche vorüber, als des Schulmeisters Tochter die Kirchweihfahne auf dem Kirchthurme aussteckte. Sie waren in ihren Kinderjahren Gespielen. Er stieg zu ihr hinauf, und hatte den mühsamen Weg nicht umsonst gemacht. Die gröss- te Schwierigkeit, die das gewissenhafte Mädchen ihm entgensetzte, war, dass es sich an einem geweihten Orte ja doch nicht schicke.

An einem Vormittage wollte er den Herrn Pfarrer besuchen. Die Köchin, ein ziemlich artiges, schwatzhaftes Geschöpf, öffnete ihm die Thüre. „Den Augenblick ist der Herr Pfarrer zu einem Kranken geholt worden.“ Wird er bald wiederkommen? „Längstens in einer halben Stunde! Wollen Sie indessen hereinspazieren?“ Recht gerne, mein Engel! „Verzeihen Sie aber, denn ich bin eben im Begriffe, dem

Herrn Pfarrer das Bette zu machen. „Das hat nichts zu bedeuten! — Und er war verwegen genug, sich mit dem Herrn Pfarrer auf dessen eigenem Bette zu verschwägern.

Auf der Universität stand der Applikation seiner Klugheitsregel ein ungemain ergiebiges Feld offen. Die jüngere Tochter von seiner Kostfrau war die ersten 14 Tage entjungfert. Bei der älteren war ihm ein päpstlicher Alumnus zuvorgekommen. Dem Universitätspedellen entehrte er seine Schwester; dem Kanonikus Sch*** seine Tante; dem Doktor *** seine Nichte; dem Professor *** gieng er seiner Mätresse wegen ins Gehege, u. s. w. Aber das war ein Bubenstück des beispiellosesten Frevels, dass er sogar seiner gravitatischen Magnifenz, dem Herrn Sichlinger, Rektor der Universität, der sich im achtzigsten Jahre seines Alters mit dem jüngsten blühend-

sten Fräulein der Stadt zu vermählen sehr weislich entschlossen hatte, Hörner aufzusetzen kein Bedenken trug!

All' dieser glücklichen Progressen ungeachtet fühlte Herr Strehler zur Heiligkeit des Priesterthums den dringendsten Beruf, dessen Stimme mit andern nicht unerheblichen Gründen unterstützt wurde. Herr Strehler hoffte für seine Klugheitsregel im geistlichen Stande ein offeneres Feld zu finden, als im weltlichen; er versprach seinem Talente eine gemächlichere Beförderung; es boten sich ihm verfänglichere Mittel an, sich im Priesterrocke in Kredit, in Ansehen, in öffentliche Achtung zu setzen; er schmeichelte sich, da er sich in Aufsatz und Deklamation so sehr gefiel, in kurzer Zeit in der ganzen Gegend den kitzelnden Ruhm einer angebeteten Wohlredenheit erworben zu haben, u. s. w.

Achtzehntes Kapitel.

Herrn Strehlers eifrige Seelsorge.

Herr Strehler kam bald nach seiner ersten Messe nach *** als Stadtkapellan. Die scheinbare Auferbaulichkeit seines priesterlichen Wandels brachte ihn von einer Seite ohne Schwierigkeiten zum Zwecke seiner Wünsche, und setzte ihn von der andern in die schmeichelhafteste Unverdächtigkeit eines allgemeinen Kredits. Sein Betragen warf einen bescheidenen Glanz um sich. Er war gesprächig, angenehm, unterhaltend, lehrreich im Umgange. Die ansehnlichsten Häuser der Stadt stritten um seine Gesellschaft, und manchem gutmüthigen Bürgersmanne wurde es zur ordentlichen Angelegenheit, vom Herrn Stadtkapellan vor seinem Nachbar sich zum Hahnrei machen zu lassen. Beinahe die Hälfte von Mädchen und jungen Weibern war, ohne oft es

selbst zu wissen, in ihn verliebt. Vor seinem Beichtstuhle wimmelte es so sehr von Schönheiten der Stadt, dass er's bald für zuträglicher hielt, sein theologisches Tribunal in seinem Schlafzimmer aufzuschlagen. Es kamen zwar die schönsten Mädchen, die artigsten Weiber dahin zur Beichte; aber es kamen auch Betschwestern, hässliche Weiber, alte Jungfern, bekümmerte Mädchen, Bürger und Rathsherren aus der nämlichen Absicht. Er besuchte zwar die Häuser, in denen schöne Mädchen und artige Weiber waren; aber er besuchte auch andere Häuser, in denen nichts dergleichen zu finden war. Er küsste freilich die schönsten Lippen; weidete sein Auge an den schönsten Formen; erbrach die heiligsten Siegel der Liebe; segnete die unfruchtbarsten Ehen mit einer schon lange unter den heissesten Gebeten vom Himmel erflehten Fruchtbarkeit: und keinem Men-

schen , nicht einmal dem Misstrauen der Eifersucht , kam Arges in die Seele.

Was ihm am gefährlichsten werden konnte , war die gewöhnliche Schwatzhaftigkeit der Weiber ; allein auch gegen diese wusste er sich , so viel als möglich , sicher zu stellen. Er betheuerte Jeder bei der Erhabenheit seiner priesterlichen Würde : dass sie die Einzige sey , deren Reize so unwiderstehlichen Eindruck auf ihn gemacht habe ; dass ein Priester , so gut als andere Menschen , seine fleischlichen Schwächen habe ; dass es für ein braves , verschwiegenes Frauenzimmer eine Art von wohlthätigem Verdienste sey , durch seine Reize die heimlichen und oft nur zu dringenden Bedürfnisse eines Priesters zu befriedigen , um ihn gegen die Gefahr eines öffentlichen Aergernisses sicher zu stellen ; dass er sie aber bei seiner Liebe , bei allem ,

was heilig sey, beschwöre, die Freuden ihres stillen Vergnügens, die der Himmel selbst nicht missbilligen könne, unter dem hohen, unverbrüchlichen Siegel eines Beichtgeheimnisses zu bewahren, u. s. w.

Kein Mädchen hatte für seine Lüsterheit so mächtige Reize, als Hannchen; aber zu allem Unglück gieng das gottlose Mädchen des Jahrs nur einmal, und nicht zum Herrn Stadtkapellan zur Beichte. Hans Reiter war ein guter Christ, aber aufs Beichten hielt er sehr wenig, und Anne Reiter hatte die Wirkungen, welche die Beichte auf ihr Kind gemacht hatte, noch zu frisch im Gedächtnis.

Herr Strehler war der erste Geistliche, der in Hans Reiters Haus willkommen war. Der gute Mann kannte die kleine Welt um sich, so gut man sie durch einen gesunden, natürlichen Menschenverstand kennen lernen kann. Allein Herr Strehler war in seinen

Augen eine neue Erscheinung. Der Umgang von mehr solchen Menschen würde ihn wie in eine neue Welt versetzt haben. Einem Manne von so angenehmem, lebenswürdigem Umgange, von so edler Sitte, so vernehmlichem, eindringendem Belehrungsgeiste, wie Hans Reiter Herrn Strehler nach einem Monate noch wie den ersten Tag fand, wer sollte einem solchen Manne, der dem Reize dieser seltenen Eigenschaften durch priesterliche Würde und Anstand noch den hellern Anstrich von Ehrwürdigkeit zu geben weiss, nicht alles, Weib, Tochter, Vermögen, sich und seine Seligkeit mit blinder Zuversicht anvertrauen? Hans Reiter kannte noch keinen Menschen, dem er mehr Ehrfurcht und Ergebenheit schuldig zu seyn glaubte. Anne Reiter stimmte, wie immer, in die Meynung ihres Mannes. Hannchen fand seltenes Behagen in seinem Umgange.

Neunzehntes Kapitel.

Berger im Gefängnis. Kurzweil des Schergen Martin mit ihm. Frommes Besorgnis der Frau Bürgermeisterin für seine Hinrichtung.

Man behauptet, dass es unmöglich einen wirklichen Atheisten mit gesundem Kopf und Herzen geben könne. In der Natur, in der Vortrefflichkeit der erschaffenen Dinge, im Erkenntnisvermögen des Menschen liegen Gründe genug, um sich diesen Satz selbst bis zur anschaulichsten Ueberzeugung beweisen zu können. Aber sollten diese Gründe nicht eben so viel kräftige Beweise seyn, dass: bei voller Vernunft seyn, und die Allmacht zu lästern, die geradesten, offenbarsten Widersprüche sind?

Berger sitzt, wie wir bereits wissen, auf Befehl der Frau Bürgermeisterin, in einem unterirdischen Gefäng-

nisse. Er bewies bis jetzt gegen alles die grösste Gleichgültigkeit, und schien nichts von dem zu wissen, wo er sey, und was man mit ihm vorhabe. Die Schergen mussten von allem, was Berger vornahm, zuerst der Frau Bürgermeisterin, und dann dem ganzen Stadtrathe den genauesten Rapport abstaten. Die ersten drei Tage nahm er keinen Bissen, und den vierten nur einen Trunk Wasser zu sich. Wie ein Mensch vier Tage ohne Speise und Trank seyn könne, war der Frau Bürgermeisterin, und den Herren Rathsverwandten, die des Tages viermal zu essen, und des Abends in braunem Bier einen derben Rausch sich anzuziehen gewohnt waren, platterdings unbegreiflich. *) Um

*) *Die Schrift eines Arztes in Dillingen, in der bewiesen wird, dass ein Mensch wohl auch sieben ununterbrochene Jahre ohne Speise und Trank leben könne, würde*

der Sache, weil sie schon einmal wirklich war, doch wenigstens eine übernatürliche Möglichkeit zu geben, verfiel man auf den Gedanken, ihn vom bösen Feinde speisen und tränken zu lassen. Das Gerücht that das Seinige hinzu. Berger hatte bald auch Erscheinungen vom Satan; man hörte ein wildes Gepolter um die Gegend des Gefängnisses; so oft die Erscheinung vorüber war, blieb ein höllischer Gestank zurück, u. s. w. Wer bei hellem Tage am Stadtthurm vorübergieng, kreuzte und segnete sich. Um Mitternacht getraute sich kein Mensch demselben auf hundert Schritte in der Runde nahe zu kommen.

Der Reichsstadtsindikus gieng indessen mit dem grossen Gedanken schwanger, der Frau Bürgermeisterin, welcher er eine unannehmliche Verbind-

hier dem Magistrate vortreffliche Dienste geleistet haben.

lichkeit von zweitausend Thalern hatte, eine rechte Herzensfreude zu machen, und der Stadt nach so vielen Jahren endlich wieder einmal ein feierliches Trauerspiel zu geben. Weil er aber der Mann nicht war, der an eine Teufelskost glauben konnte, so ertheilte er, aus Besorgnis, Berger möchte sich zu töde hungern, den Schergen den Befehl, ihn mit Schlägen zum Essen und Trinken zu zwingen. Der glückliche Einfall des Herrn Sindikus gab ihnen zu manchem sehr spasshaften, kurzweiligen Zeitvertreibe Anlass. Wenn Scherge Martin die Suppe oder eine andere Speise brachte, so sass oder stand Berger ohne Bewegung da. Iss, sagte Scherge Martin, oder du kriegst Prügel! Berger rührte sich nicht. Nun zählte ihm Scherge Martin mit einem dicken Ochsenziemer ein halbes Dutzend derbe Streiche auf, die er ohne die mindeste Zuckung

aushielt, und sobald er den letzten hatte, griff er hastig nach dem Löffel, und verschlang in einem Augenblicke seine Speise mit einer Art wilder Fressbegierde.

Nach und nach gewöhnte sich Berger so sehr daran, dass er allemal, so oft ihm die Schergen etwas zu thun befahlen, zuvor selbst Schläge von ihnen begehrte, und dann sogleich den Befehl vollzog. Er war nach Gestalt des Befehls nicht immer mit fünf oder sechs Prügeln zufrieden, sondern begehrte auch manchmal zehn bis fünfzehn.

Die Frau Bürgermeisterin und der Magistrat schlossen daraus, dass der verstockte Sünder in sich gehen, eine Art busfertiger Disziplin an sich ausüben, und seine ungeheuern Sünden noch in diesem Leben abbüssen wolle.

Scherge Martin aber hatte an Bergern ein vortreffliches Exerzitium, indem er sich in Haltung, Führung, Ausho-

lung und Schwung einen hohen Grad der Vollkommenheit erwarb. Der Mann wäre da, wo es zur Staatsmaxime geworden, die vorzüglichsten Korrektionen mit Prügeln vorzunehmen, vortrefflich an seinem Platze gewesen.

Berger hatte auch Augenblicke eines dunkeln Bewusstseyns. Sein zerprügelter Rücken schmerzte ihn dann heftig. Da er nicht wusste, wie er in diese Lage gekommen war, so fragte er einst einen Schergen: warum er hier sey? Du hast Gott gelästert, gab er zur Antwort, und wirst hingerichtet werden. Berger sank in betäubender Ueberraschung zu Boden. Manchmal führte er in einem ordentlichen Zusammenhange sehr rührende Selbstgespräche von seiner Liebe. Einigemal warf er sich auf den Boden, und betete mit glühender Innbrunst zu Gott: Er möchte ihm seinen Verstand wieder geben.

Die Frau Bürgermeisterin und der Magistrat schöpften Hoffnung daraus, dass Gott des verworfenen Sünders sich erbarmen, und ihm eine glückselige Sterbestunde verleihen werde. Denn die Frau Bürgermeisterin und der Syndikus hatten ihm einmal den Tod des Gerichts geschworen, und so wird uns so leicht kein Mittel übrig bleiben, den armen Menschen davon zu erretten.

Die Frau Bürgermeisterin machte überhaupt zu Erreichung ihres Endzweckes die untrüglichen Vorkehrungen. Sie hob mit einigen Rathsverwandten und Rathsverwandtinnen die unversöhnlichsten Toddsfeindschaften auf, ließ diesen Geld, diente jenen mit nachbarlichen Gefälligkeiten, schilderte Allen den armen Menschen mit Farben der schadenfrohesten Gehässigkeit, und legte es ihnen als die dringendste Gewissenssache ans Herz, gegen den schwärzesten, verruchtesten, verworfensten

aller Gotteslästerer durchaus kein Gefühl von Mitleiden und Erbarmen zu haben. — Und so konnte es ihr nicht fehlen, eine sehr überwiegende Mehrheit der Stimmen auf ihre Seite zu bekommen.

Den Tag vor dem festgesetzten Verhöre gab sie dem Herrn Sindikus und dem ganzen männlichen und weiblichen Magistrate ein prächtiges Mahl; und hier wurde bei dem aufgeräumtesten Gemüthszustande, unter der ungetheiltesten Uebereinstimmung der Herzen, und dem lauten, freundschaftlichen Klange der vollen Gläser, Bergers Todesurtheil so viel als gesprochen, besiegelt und unterzeichnet.

Nach uralter Sitte der Stadt, hatte der Sindikus allein, blos in der Gegenwart eines Schreibers, welcher Fragen und Antworten ins Protokoll brin-

gen musste, das Verhör mit den Kriminalverbrechern vorzunehmen. *)

Am Morgen des zum Verhöre bestimmten Tages war der Sindikus noch zum Frühstück bei der Frau Bürgermeisterin eingeladen, bei welchem dieses über allen Ausdruck böse Weib dem ohnehin schon boshaften, rachgierigen Manne von neuem Natterngift ins Herz spie; und so gieng er mit dem unmenschlichsten Vorsatze, einen unschuldigen Menschen zu verderben, an sein furchtbares Geschäft.

*) *Wäre doch diess die einzige Stadt in Deutschland, in welcher diese verderbliche Gewohnheit herrscht! —*

Zwanzigstes Kapitel.

Kriminalverhör.

Der gewöhnliche Ort des Kriminalverhörs war hier in der Torturkammer. Alle Wände hiengen voll von den schauervollestes, von einem mehr als teuflischen Scharfsinne erfundenen Werkzeugen der Tirannei, um die waffenlose Menschheit bis in das innerste Mark des Lebens zu peinigen, und ihr ein der Grausamkeit der Richter vollkommen entsprechendes Bekenntnis auszupressen.

Der Sindikus sass schon an einem mit schwarzem Tuche bedeckten Tische, auf welchem ein Kruzifix mit einem Todtenkopfe stand, und zwei gelbe Wachskerzen brannten, als Berger heringebracht wurde. Er ging, ohne sich nach dem Sindikus umzusehen, die Torturkammer auf und nieder,

besah neugierig die Instrumente, be-
 fühlte sie, nahm einige in die Hand,
 u. s. w. Scherge Martin packte ihn
 beim Arme, und führte ihn zum schwar-
 zen Tribunal, vor welchem er unbe-
 weglich stehen blieb.

Der Sindikus — *in einem tie-
 fen, hohlen, unfreundlichen Tone.* —
 Antworte mir auf meine Fragen!

Berger. Wenn du mir zehn Prü-
 gel giebst!

Sindikus — *zum Schergen.* —
 Gebt ihm zehn Prügel!

Berger. Nein, ich will sie von dir!

Scherge. Er thut's schon nicht
 anders. Geben ihm Euer Gestrengen
 die zehn Prügel, dann macht er alles,
 was Sie haben wollen.

*Der Sindikus steht auf, und zählt
 ihm mit dem spanischen Rohre zehn
 Prügel nach seinen Leibeskräften auf.*

Berger. Ei Scherge Martin kann's
 besser! Jetzt will ich antworten.

Schreiber. Ist schon protokollirt.

Sindikus. Was der Herr für ein Dummkopf ist! Gehört denn das zur Sache? Ich werd' ihm schon sagen, was er protokolliren soll! — *Zu Berger:* — Wer bist du?

Berger. Frag' meinen Vater, der weiss es so gut als ich.

Sindikus — *zum Schreiber.* — Schreib' der Herr: Ich heisse Wilhelm Berger, Sohn des Johann Berger, Postmeisters der H. R. Reichsstadt ***, bin katholischer Religion, vier und zwanzig Jahre alt, unverheurathet, und Kandidat der Rechte.

Berger. Getroffen!

Sindikus. Warum bist du hier?

Berger. Geprügelt zu werden!

Sindikus — *zum Schreiber.* — Halt, schreib' er das nicht!

Schreiber. Will's gleich austreichen!

Sindikus. Du bist der Gotteslästerung angeklagt!

Berger. So muss's doch wahr seyn! Scherge Martin hat mir's auch schon einmal gesagt, und auch, dass man mich hinrichten werde.

Sindikus — *zum Schreiber.* — Hat er das geschrieben?

Schreiber. Ja!

Sindikus. Ist das wahr, Scherge Martin?

Martin. Ja, und gleich darauf ist er zu Boden gesunken.

Sindikus. Schreib' er; das ist ein wichtiger Punkt! — Warum hast du Gott gelästert?

Berger. Warum? Das ist eine wunderliche Frage! Weil er mir Böses gethan hat.

Sindikus. Was hat dir Gott Böses gethan?

Berger. Er hat mich gegeisselt und gekreuzigt!

Sindikus — zum *Schreiber*. —
Schreib' der Herr das nur, denn das
ist im mistischen Verstande zu neh-
men! — Warum hast du unter dem
Donnerwetter Gott gelästert?

Berger. Weil ich ihm zeigen woll-
te, dass ich seinen Zorn nicht fürchte!

Sindikus. Aha! nun kommen wir
auf's *Apropos*! Warum hast du dich
nackt ausgezogen?

Berger. Weil ich ihm die Wunden
zeigen wollte, die sein Grimm mir
geschlagen hat.

Sindikus. Was hat dich sonst
noch veranlasst, Gott zu lästern?

Berger. O sehr vieles; aber ich
weiss nicht mehr alles recht. — *ängst-*
lich — Aber sagt' mir, hat Hannchen
auch Gott gelästert? — — *noch ängst-*
licher — Muss Hannchen auch ster-
ben? — — *auf seinen Knien, mit*
gefalteten Händen — Ach lieber Herr!
lasst mich für Hannchen und für mich
zugleich sterben!

Sindikus — zum Schreiber. —
 Das ist eitel Geschwätz, das braucht
 er nicht zu schreiben. Das Geständ-
 nis haben wir, und mehr brauchen
 wir nicht. Wir sind fertig.

*Scherge Martin — zu Ber-
 ger. — Allo marsch!*

*Berger. Wenn du mir zehn Prü-
 gel giebst!*

*Sindikus — sogleich mit dem
 Rohr in die Höhe. —*

Berger — ihm ins Rohr fallend. —
 Nein, nein! Scherge Martin kann's besser!

*Berger empfing seine Gebühr vom
 Schergen Martin, und wurde abgeführt.*

Sindikus — zum Schreiber. —
 Mit dem Abschreiben wart' der Herr
 bis morgen. Ich muss die Sache erst
 ins Reine bringen. Denn so, wie es
 jetzt ist, passt kein Wort aufs andere.
 — *Geht ab. —*

Der Herr Sindikus speiste zu Mit-
 tag bei der Frau Bürgermeisterin, die

mit heisser, schmachtender Sehnsucht auf den Erfolg des Verhörs wartete. Der Herr Sindikus gab, wie er sich sehr passend ausdrückte, seine Seele zum Pfande, den Malefikanten nach dem, wie die Sache liege, wenigstens auf den lichterlohen Scheiterhaufen zu bringen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Hannchen ist eine sehr gelehrige Schülerin des Herrn Strehlers.

Verlangen meine Leser wieder nach Hannchen? —

Hannchen befand sich in Herrn Strehlers Gesellschaft vortrefflich. Er sagte ihr die wirksamsten Trostgründe; suchte alle unangenehme Gerüchte, Bergers Schicksal betreffend, von ihr zu entfernen; schmeichelte ihr mit dem günstigsten Ausgange der Sache; und so

kam bald wieder die Ruhe in ihre Seele zurück. Sie schien sogar von ihrer Leidenschaft geheilt zu seyn, und der ganze Antheil, den sie an Bergers Lage nahm, war nicht um einen Funken mehr, als gewöhnliches Mitleiden eines für alle Menschen sanft empfindenden Herzens.

Hannchens Verstand gewann bei Strehlers täglichen Besuchen ungemein; und machte das Herz nicht mit dem Verstande gleich grosse Fortschritte, so mag es Herrn Strehlers Schuld seyn, dem ohne Zweifel daran gelegen war, den Verstand über Dinge aufzuklären, die unter gewissen Beziehungen auf das Herz eines feurigen, empfindungsvollen Mädchens verkehrte Wirkung thun mussten.

Er las mit Hannchen Züge aus der Geschichte, die durch ihre Abentheuerlichkeit für eine schwärmerische Seele sehr viel Ansteckendes haben muss-

ten. Er machte sie aufmerksam auf Schönheiten der Natur, die vermöge ihrer Analogie mit unserer Sinnlichkeit ihre eigene Anzüglichkeit für uns haben. Er sprach mit ihr in einem neuen, fremden Tone von der Glückseligkeit des Lebens, von der wahren, nur edlen, schönen, ausserordentlichen Seelen eigenen Kunst, zu geniessen. Er überzeugte sie, dass nur für die niederen Klassen der Menschen, weil sie aller Empfänglichkeit eines reinen Seelengenusses für dieses Leben beraubt sind, eine andere, ihrer stumpfen, dickhäutigen Thierheit angemessene, durch ein positives Glaubenssystem befestigte Sittenlehre vorhanden seyn müsse, welche für den erhabenen Menschen keine Verbindlichkeit haben könne. Er lehrte sie, dass die wahre Glückseligkeit dieses Lebens blos in einer bis zur höheren Stufe der Kunst gebrachten Fertigkeit bestehe, von allem nur das

zu geniessen, was gut für uns ist, und es auf eine Art zu geniessen, durch welche Sinne und Seele ein gleich grosses Behagen gewinnen. Eine feine, gebildete, nur nach Vollkommenheit strebende Seele geniesse von allem Guten nur die Quintessenz. Der Weise empfinde beim Anblick der aufgehenden Sonne die reinste, seelenerhebendste Wollust, da sie der gemeine Mensch in ihrer prachtvollen Majestät ungerührt, und mit kaltem Auge vor sich aufgehen sieht. Der Weise gerathe bei einer schönen Stelle eines guten Buches in Begeisterung und Entzücken, da der gemeine Mensch nicht einmal einen Sinn dafür hat. Der Weise raffinire sich bei jedem Bissen, den er in den Mund nähme, eine angenehme Empfindung; schmecke bei jedem Tropfen des mässig genossenen Weines sein aromatisches Oel, seinen sanften, milden Geist, seine belebende

Stärkung, da der gemeine Mensch, wenn er sich den Magen mit wilder Fressbegierde vollstopft, oder ein Glas Wein um das andere, bis er taumelt, hinabstürzt, kaum mehr als einen thierischen Kitzel empfindet. Der Weise zerfließe beim zärtlichen Kuss einer fühlenden Freundin in Entzücken, empfinde die Wärme, die Theilnehmung, die Seelenergiessung bis ins Innerste seines Daseyns, erhebe voll des heissesten Dankes seinen Geist beim Anblicke eines schönen vollaufathmenden Busens zu seinem Schöpfer, genieße die Freuden der Liebe, wie sie nur Engel geniessen können, da der gemeine Mensch seine Bestimmung in der Empfindungslosigkeit der niedrigsten Thierheit entadelt, u. s. w.

Und wer traut Hannchen nicht Empfänglichkeit für ein solches Lehrgebäude zu? Aehnliche Lektionen wurden freilich in Hans Reiters Gegen-

wart nicht gehalten ; indessen sehen wir aus allem , dass es Herr Strehler der Mühe werth fand , Hannchen methodisch zu verführen.

Hannchen brachte die Grundsätze ihres Lehrers in fleissige Ausübung , und suchte alles mit reiner Wollust zu geniessen. Gieng sie schlafen , erwachte sie , trank oder ass sie , gieng sie spazieren , las sie in einem schönen Buche , betrachtete sie die Reize der Natur , die prachtvolle Feier der auf- und niedergehenden Sonne , drückte sie ihrem zärtlichen Freund einen warmen Kuss auf die Lippen , so träumte sich ihre glückliche , bilderreiche Phantasie die wollüstigsten Empfindungen hinzu ; und wäre es bei diesen unschuldigen Träumereien geblieben , so wäre Hannchen freilich das genügsamste , beneidenswertheste Geschöpf von der Welt gewesen.

Herr Strehler war nun alles, er war so zu sagen die Seele in Hans Reiters Haus. Ein längerer Umgang erzeugte ganz natürlich auch nähere Vertraulichkeiten. Herr Strehler wollte nicht mehr Euer Hochwürden von ihnen genannt seyn. Hans und Anne Reiter, aber niemand mit mehr Wärme als Hannchen, nannten ihn Freund Strehler.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Herr Strehler macht sich für seine Mühe bezahlt.

Hannchen wurde nun für Herrn Strehler mit jedem Tage reifer, und erwartete nur auf eine bequeme Gelegenheit, um die süßen Früchte seines philosophischen Unterrichtes geniessen zu können. Sie erbot sich endlich von selbst.

Es war ein lieblicher Sommerabend. Hans Reiter hatte auf dem Lande Beschäftigung. Anne Reiter stattete einer Nachbarin Besuch ab. Herr Strehler kam, und fand in der Stube niemand, er gieng an Hannchens Zimmerthüre, fand sie offen, und sah das reizende Mädchen am Fenster, das in ihren Garten gieng, im nachlässigsten angenehmsten Anzuge sitzen. Sie war eben damit beschäftigt, nach den Vorschriften ihres philosophischen Freundes die grosse Scene der niedersinkenden Sonne zu geniessen. Herr Strehler war, wie immer, willkommen, und setzte sich seiner Freundin zur Seite. Sie erzählte ihm ganz unschuldig, dass nur sie allein zu Hause sey, und wo Vater und Mutter wären.

Ein vollblättrichter Nussbaum stand vor dem Fenster, und verbreitete ein liebliches Dunkel im Zimmer. Ein milder Abendhauch säuselte durch die

Blätter des Baumes, und fächelte mit erquickender Kühlung die glühenden Wangen unsers Paares. Röthlichte Sonnenstrahlen schlichen sich durch die vollen Aeste, und gaben dem Anblicke eine malerische Annehmlichkeit. Kein romantischer Dichter könnte sich eine Grotte erschaffen, die lieblicher wäre, und mit unwiderstehlicher Einladung ein Paar Liebende zu einsamen Zärtlichkeiten reizte.

Strehler streichelte Hannchens Arm, und drückte ihre Hand fest an sein heisses Herz. Ihr sprechendes Auge lächelte ihm die holdeste Freundlichkeit zu. Er sprach von den Schönheiten der Natur, von den Wunderwerken des Schöpfers. Die Rede floss ihm in einem bilderreichen Strome vom Munde. Hannchen, ganz Ohr, verschlang seine Worte mit heissem Durste. Ich habe mir heute, sagte er, in der angenehmen Einsamkeit meines

Spazierganges die Fortpflanzung lebender Geschöpfe gedacht, und in ihr eines der grössten, anbetungswürdigsten Wunder gefunden.

Hannchen. Haben Sie das?

Strehler. Das Thier pflanzt sich fort, blos, um sich fortzupflanzen — der Mensch, um zugleich zu geniessen!

Hannchen schlägt die Augen nieder, und erröthet. —

Strehler — *fortfahrend.* — Liebes Mädchen, Du erröthest? Vor mir, vor Deinem Freunde, der sichs zur süssesten Angelegenheit macht, Dich Deines Lebens freuen zu lehren!

Hannchen. Aber wie kommen Sie auf diesen Gegenstand?

Strehler. Es ist klein und kindisch, über eine Sache erröthen zu wollen, die als ein wohlthätiges Geschenk der Natur für den Genuss des fühlenden Menschen den unschätzbarsten Werth hat.

H a n n c h e n. Strehler, darf ein Mädchen diese Sprache auch verstehen?

Strehler. Konnte der Schöpfer eine seiner endlosen Güte würdigere, liebevollere Absicht haben, als dass er einen Reiz in unsere Seelen goss, auf den sich alle reinen Freuden der Liebe gründen, der für uns die unerschöpflichste Quelle von Wonne und Seligkeit ist, der allein das ganze Band der Natur in der brüderlichsten Harmonie zusammenhält? — *Seinen Arm um sie schlingend.* — O Hannchen! was für Gefühle, welche unnennbare Seligkeiten müssen dies seyn, wenn alle unsere Empfindungsnerven zur Empfänglichkeit des wollüstigsten Entzückens gestimmt sind, zwei Körper unter feurigen Zärtlichkeiten sich umarmen, zwei liebende Seelen, wie Flammen, in ein Wesen zusammenschmelzen? — O Hannchen, wenn unsere Einbildungskraft sich je im Schattenrisse ei-

nen Vorschmack des Himmels machen, sich je etwas vom Genusse seliger Geister denken kann, so ist ein solcher Augenblick das reinste, getreueste, darstellendste Sinnbild ewiger Freuden! Wer hier seinen Schöpfer nicht unendlich grösser, wohlthätiger, liebevoller findet, als im Anblicke des ganzen Weltgebäudes, der verdient nicht, sein Daseyn dem Wonnetaumel glücklicher Geschöpfe zu verdanken zu haben, sich in einem gleichen Wonnetaumel in anderen Geschöpfen vervielfältigen zu können!

Was ist leichter, als die Sinnlichkeit eines Mädchens in Aufruhr zu bringen, welche schon zuvor so manchen gefährlichen Aufruhr erlitten hatte?

Strehler hielt Hannchen noch immer mit seinem Arme fest umschlungen, und machte mit der andern Hand unvermerkt die Busenschleifen los.

Hannchen starrte ihn mit trunkenem Blicke an, und verschlang mit Mund und Herz jedes Wort von seinen Lippen. Die Wange glühte, der Busen athmete heftig auf und nieder, das ganze innerliche Mädchen bebte in zitternder Bewegung.

Ach Strehler, sagte sie, welche fremde Sprache sprechen Sie nun? — Und doch —

Strehler. Nun —

Hannchen. Soll ich aufrichtig seyn?

Strehler. Sey es, liebes unvergleichliches Mädchen!

Hannchen. Und doch verursacht mir diese fremde Sprache ein eben so fremdes Entzücken!

Strehler — *einen glühenden Kuss auf ihre Lippen drückend.* — Liebes herrliches Geschöpf! Dein schwarzes seelenvolles Auge, Dein süßer wollustathmender Mund, Dein voller, heftig emporwallender Busen, Dein schöner

schlanker, ganz nach dem Model wahrer Regelmässigkeit gebildeter Körper, alles in Dir stimmt überein, den fühlenden Mann zum Genuss der Liebe hinzureissen, ihn mit unnennbaren Seligkeiten zu überströmen!

Hannchen schmachtete in tiefen Seufzern. Der schönste Busen, den sich je der bilderreiche Wollüstling im Augenblicke der glühendsten Phantasie erträumt hat, wallte seinen gierigen Händen entgegen. Dem empörten hingerrissenen Mädchen blieb kein Gefühl für Schamhaftigkeit mehr übrig. Was thun Sie? rief sie schmachtend, und sank an seine Brust.

Strehler. Nur für den ist die Freude gemacht, Hannchen, der sie zu geniessen weiss!

Hannchen. Ach Gott!

Strehler. Nur der ist der einzig Glückliche auf Gottes weiter Schöpfung, nur der erreicht ihren erhabenen End-

zweck — Glückseligkeit — ganz,
 der am besten aus der Quelle der Wol-
 lust zu schöpfen versteht! — O Hann-
 chen!

Hannchen. Gott, was wollen Sie?

Strehler. Ist dir wohl in meinen
 Armen?

Hannchen. Ach unaussprechlich! —

— — —

Und was glaubst Du, lieber Le-
 ser, soll ich jetzt den Vorhang fallen
 lassen? — Oder machst Du mir viel-
 leicht Vorwürfe, dass ich ihn nicht
 schon lange niederliess? —

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Der Reichsstadtmagistrat fällt das Todesurtheil über Berger. Bangigkeiten der Frau Bürgermeisterin.

Der Tag, an dem der versammelte Magistrat über Bergers Schicksal entscheiden sollte, erschien. Der Sindikuskus referirte, und der Senat erstaunte über die Kürze und fassliche Bündigkeit seines Referats.

Demungeachtet stiessen einigen Rathsherren kleine Bedenklichkeiten auf, die aber eben darum nichts zu bedeuten hatten, weil es nur kleine Bedenklichkeiten waren.

Joseph Krampf, Sattlermeister, wand z. B. mit Gunst ein, dass es nöthig gewesen wäre, die Zeugen gegen die Malefizperson zu vernehmen. Wozu das, wohlweiser und edelfester Herr Sattlermeister Joseph Krampf, erwic-

derte der Sindikus, wenn wir das eigene Geständnis der Malefizperson haben? — Ist auch wahr; aber doch hätt' es wenigstens, mit Gunst, nicht geschadet.

Paul Schneider, Gastwirth zum grünen Igel, fragte mit Erlaubnis: ob man auch untersucht habe, dass der Mensch nicht verrückt sey? Denn er könne mit Erlaubnis nicht wohl begreifen, wie ein Mensch bei gutem Verstande seinen lieben Gott lästern könne. Wohlweiser und edelfester Herr Paul Schneider, fiel der Sindikus ein, bedenken Sie nur, dass dieses gar nicht zur Sache gehört. Denn wer einmal eingesteht, dass er Gott gelästert habe, der weiss auch, dass er ihn wirklich gelästert hat; nicht wahr?

Paul Schneider. Das ist mit Erlaubnis wahr!

Sindikus. Und wer einmal weiss, dass er Gott gelästert hat, muss bei

gutem Verstande seyn ; nicht wahr , wohlweiser und edelfester Herr Paul Schneider ?

Paul Schneider nickte mit dem Kopfe.

Sindikus. Es ist also nicht möglich , dass man Gott lästern könne , ohne dass man es weiss , oder , was das nämliche ist , ohne dass man bei gutem Verstande sey.

Hier wäre aber , fiel Herr Bartholomä Riedel , Wachsmacher , ein , *stilicet* noch viel einzuwenden , denn es wird doch *stilicet* stark in der Stadt gesprochen , als ob die Malefizperson nicht immer bei richtigem Verstande gewesen sey.

Sindikus. Aber wohlweiser und edelfester Herr Bartholomä Riedel , was thut das zur Sache ?

Riedel. Ich bitte Sie , *stilicet* , Herr Reichsstadtsindikus , lassen Sie mich ausreden ! Ich habe *stilicet* mit mehreren gesprochen , welche die Ma-

lefizperson genau gekannt haben, und *stilicet* eidlich betheuren wollen, dass selbe sehr oft verrückt gewesen sey. So z. B. die Eltern und Hausleute der Malefizperson, der ehrsame Schleifermeister Hans Reiter, und *stilicet* auch ich selbst.

Sindikus. Wenn Sie nun ausgedet haben, wohlweiser und edelfester Herr Bartholomä Riedel, so bleibt es doch dabei, dass die ganze Sache nicht hierher gehört. Denn wenn die Malefizperson zu Zeiten verrückt war, so ist sie doch nicht immer verrückt gewesen. Man müsste also beweisen, dass sie gerade dann, als sie Gott auf eine so greuelvolle Art gelästert hat, verrückt gewesen sey. Und können Sie das, wohlweiser und edelfester Herr Bartholomä Riedel?

Riedel. Ich *stilicet* nicht!

Sindikus. Also müssen wir schließen, dass er im Augenblicke der Got-

teslästerung nicht verrückt gewesen sey, weil es nicht erwiesen werden kann,

Mehrere Rathsherren. Das ist richtig; das sehen wir ein.

Sindikus. Um endlich auch auf die Zeugen zu kommen, so gilt erstens das Zeugnis der Eltern und Hausleute der Malefizperson nicht, weil sie *secundum legem* mitinteressirte, also auch ungültige, falsche Zeugen sind.

Riedel. Mit denen *Legem* kann ich *stilicet* nicht umspringen.

Sindikus. Auch das Zeugnis des ehrsamen Schleifermeisters Hans Reiters gilt hier nicht; denn die Malefizperson mag allenfalls in seinem Hause verrückt gewesen seyn: — aber sie hat ja in seinem Hause Gott nicht gelästert. Und endlich drittens bin ich gezwungen, von Ihrem Zeugnisse, wohlweiser und edelfester Herr Bartholomä Riedel, so viel als das nämliche zu sagen. Sie sind als Richter, nicht

als Zeuge hier. Unmöglich kann eine und die nämliche Person beide Stellen zugleich vertreten. Setzen wir auch den Fall, Sie wären bei der Gotteslästerung selbst zugegen gewesen —

Riedel. Das verhüte *stilicet* der Himmel!

Sindikus. Ich setze nur, so könnte Ihr Zeugnis sogar dann nicht gültig seyn, weil das Geständnis der Malefizperson schon vorhanden ist. Denn der Handelnde weiss allemal besser, was er thut, als derjenige, der handeln sieht. Was ich hier sage, wird durch die *leges* sattsam bestätigt.

Und so war er nun auch mit dem wohlweisen und ehrenfesten Herrn Bartholomä Riedel fertig. Er hatte überhaupt, um alles, was er nur immer wollte, gegen die Meynungen des ganzen Magistrats durchzusetzen, die vortreffliche Methode, mit Syllogismen Schwarz zu Weiss zu demonstriren; alle

Gegengründe durch juristische Machtsprüche, sie mochten nun herpassen, oder nicht, zu vernichten; die Begriffe der Herren Senatoren durch sophistische Wendungen unvermerkt irre zu führen; und am Ende seinen Behauptungen durch angehäuften Zitationen von Gesetzen, die nie existirt haben, das feierliche Siegel der Untrüglichkeit aufzudrücken.

Er hatte nun auch in diesem Falle die Unanimia des wohlweisen und ehrenfesten Stadtrathes; und der Bürgermeister Rothmüller fand nur noch für gut, mit der erbaulichen Miene frommer Einfalt hinzuzusetzen: dass es, wenn auch die Malefizperson verrückt seyn sollte, eine augenscheinliche Strafe Gottes seyn müsse. Seine Frau wisse mehr als ein Beispiel, dass der Himmel böse, gottlose Leute mit gänzlicher Beraubung ihrer Vernunft bestraft habe.

Nun ermahnte der Sindikus in einer Rede von Gewicht und Nachdruck die versammelten Väter, als Handhaber und Minister der Gerechtigkeit, als würdige Werkzeuge der Rache Gottes, nach strenger Pflicht und gutem Gewissen zu entscheiden, alle weibischen Gefühle des Mitleidens und der Erbarmung für diesen Augenblick zu ersticken, und eine Strafe zu verhängen, die in jeder Rücksicht, vor aller Welt Augen, der ungeheuren Schändlichkeit des Verbrechens das vollkommene Gleichgewicht halten würde. Er gab ihnen zu bedenken: dass die Gesetze, deren hier wieder eine Menge zitirt wurden, die einfachste Gotteslästerung schon mit diesen und jenen Strafen belegt haben; dass aber hier eine Art von dreifacher Gotteslästerung zu beobachten sey: erstens die Gotteslästerung an sich; zweitens die Gotteslästerung mit entblößtem Körper, das

höchststrafbare Aergernis, das dadurch einer ganzen Nachbarschaft gegeben wurde, nicht einmal mitgerechnet; und drittens endlich die Gotteslästerung unter einem furchtbaren Donnerwetter, wodurch Gott so zu sagen aufgefordert wurde, eines einzigen Gottlosen wegen, die ganze unschuldige Stadt seinem gerechten Grimme aufzuopfern, u. s. w.

Die versammelten Väter erblassten; ihre Haare sträubten sich; der Angstschweiss rann ihnen in vollen Tropfen von der Stirne. Eine furchtbare Stille verbreitete sich durch den Saal. Sie kämpften in der bangsten Gewissenhaftigkeit mit sich selbst, um eine Strafe zu erfinden, die Gott, als dem erzürnten Rächer eines solchen Greuels, vollkommen Genüge leisten könne.

Nach einer langen, furchtbaren Pause, kam endlich den Vätern die Sprache wieder. Hans Pfeifer, Schneider-

meister, rieth zum Köpfen; Franz Riemer, Seilermeister, und Joseph Hummel, Töpfermeister, zum Hängen. Alle drei wurden von den übrigen für ihre übel angebrachte Gelindigkeit mit wildem, strafendem Auge angesehen. Nun wieder eine Pause. Georg Fink, Wagnermeister, unterbrach sie zuerst, und stimmte für das Rädern, aber mit dem Gnadenstoss. Mit dem Gnadenstoss, fiel der von seiner Frau behutsam vorbereitete Bürgermeister Rothmüller ein, kann es gar nicht Statt haben, weil es nicht viel mehr, als Köpfen, oder Hängen wäre. Bernard Rieger, Schmiedmeister, brachte das Zwicken mit glühenden Zangen in Vorschlag. Simbert Waldmann, Forstmeister, liess die Malefizperson lebendig verbrennen. Auch das, sagte der Bürgermeister Rothmüller, nur müsste ihr zuvor die Zunge zum Genicke herausgerissen werden. So viele Stim-

men, so viele neue Marter - und Todesarten. Der Sindikus vereinigte sie am Ende, und bewies wieder sehr anschaulich aus zehn Gesetzen, dass man die Malefizperson dreimal mit glühenden Zangen zwicken, ihr die Zunge zum Genicke herausreißen, und sie endlich lebendig verbrennen müsse, weil dies die einzigwahre, einem dreifachen Verbrechen angemessene, der Rache einer endlosbeleidigten Gottheit entsprechende Strafe sey.

Für diese Strafe wurde nun gestimmt, und Wilhelm Berger durch eine Mehrheit von zwölf Stimmen gegen acht; als ein dreifacher Gotteslästerer, erstens zur Strafe, dreimal mit glühenden Zangen gezwickt zu werden, dann zum Herausreißen der Zunge, und endlich lebendig zum Scheiterhaufen, nach den gehörigsten Gerichtsformalitäten, verurtheilt.

Erst um drei Uhr Nachmittags trennten sich die Väter, und zwar mit der beruhigendsten Ueberzeugung, den Pflichten ihres Amtes vollkommen Genüge geleistet zu haben. Sie giengen unter den verschiedensten Vorstellungen nach Hause. Diesem glimmte noch ein Funken menschlichen Mitleides in der Seele; ein anderer berechnete unter Weges die Kosten zu einem neuen schwarzen Kleide auf diese grosse Armensünderparade; ein dritter gefiel sich in der Rolle der Grösse, des Ansehens, der Majestät, die er mit seinem dicken Rathsherrenbauche, dem rundgeschwollenen Kopfe mit einer neugepuderten Perücke geschmückt, in schwarzem Kleid und Mantel, mit zwei weissen Täfelchen am Halse, als Rathsherr der unmittelbaren Reichsstadt, als Mitrichter und Mitherr über Leben und Tod, bei dieser feierlichen Scene, vor dem ungeheuren Zusammenlaufe des Volkes, spielen werde, u. s. w.

Die Frau Bürgermeisterin erwartete das Ende des Rathsitzes mit bangem, ängstlichem Herzklopfen. Sie unterbrach sich wohl hundertmal in ihren Hausgeschäften, zählte Minuten und Sekunden, sah bald zum Fenster hinaus, stellte sich bald unter die Hausthüre, um zu sehen, ob sich noch nichts auf dem Rathhause zeige. Es war ihr manchmal, als ob sie die Stimmen hörte, und triumphirte, wenn es nach ihrem Sinne gieng, oder ärgerte sich, wenn sie das Entgegengesetzte zu hören glaubte, und nannte die Herren der Stadt: Esel, Ochsen, Schaafsköpfe, Tölpel, u. s. w.; entspann dann neue Kabalen, warf neue Netze aus, und triumphirte wieder, wenn sie sich von neuem am Ziele ihrer Wünsche sah. Dieser Tag war ihr eine peinigende Ewigkeit. Es schlug drei Uhr. Sie stand wieder voll wilder Ungeduld unter der Hausthüre. Jetzt sah

sie einen Rathsherrn unter dem Thore des Rathhauses stehen; dann kamen zwei; dann einer nach dem andern. Das Herz schlug ihr jetzt mit lautem Ungestüm. Sie las in den Mienen, dem Gange, den Geberden der Rathsherrn schon von weitem, bald Leben, und erblasste vor Wuth, bald Tod, und bekam wieder Farbe. Ihr Mann wackelte langsam daher. So geh doch geschwinder! rief sie ihm auf hundert Schritte zu. — Nu wie ists? „Gut, gut, mein Schatz!“ gab er zur Antwort, als er noch an der untersten Stufe bei der Hausthüre stand. Was geschieht ihm also? fuhr sie im Hereingehen fort. „Er wird mit glühenden Zangen gezwickt.“ Was weiter? „Die Zunge wird ihm zum Halse herausgerissen.“ Was weiter? „Er wird dann lebendig verbrannt.“ Und was dann weiter? „— Nu und was weiter, was halt sonst gewöhnlich ist: die Asche

wird in die Luft gestreut. “ Nun Gott sey's gedankt, dass unsere Herren auch einmal einen Kopf haben! Sie küsste ihren Mann. Das Essen wurde aufgetragen. Sie hatte in zehn Jahren kein Mittagsmahl mit frölicherem Appetit genossen. Sogar wurde der Herr Bürgermeister zu Nacht, für seine erwünschte Nachricht mit ehelichen Zärtlichkeiten belohnt; ein Glück, das ihm schon seit fünf Monaten mit der fühllosesten Unerbittlichkeit versagt worden war.

Gleich den andern Tag wurde der Prozess ins Reine gearbeitet, und an die Universität, wie es dortigen Orts die Gewohnheit will, zur endlichen Approbation abgeschickt, die ich meine Leser indessen mit Geduld zu erwarten bitte.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der Postmeister hat seine eigene Art, sich zu trösten. Hans Reiter verwendet sich umsonst für Bergern. Edikt des Reichsstadtmagistrats.

Das Gerücht eilte nun mit seinen schwarzen Fittichen durch die ganze umliegende Gegend, und verbreitete Betrübnis, Mitleid, Schrecken, Schauer. Die Meisten erwarteten das grosse Spektakel mit einem wunderbaren Gemische von Empfindungen, indem sie demselben nicht ohne grässliche Erschütterung, und doch zugleich seiner seltenen Feierlichkeit wegen, mit einer Art von Sehnsucht entgegensahen.

Hans und Anne Reiter waren tief im Herzen verwundet. Vor Hannchen suchte man die entsetzliche Nachricht umsonst zu verbergen. Kein Mensch als Herr Strehler war im Stande, sie

zu trösten; aber auch dieser Trost, von dem sich vielleicht meine Leser diesmal zu viel versprechen, wirkte nur so lange, als seine Gegenwart dauerte. Indessen brachte sie, als seine gelehrige Schülerin, auch hier die so wohl begriffenen Grundsätze in Ausübung, und suchte sogar in ihrem Kummer, in ihren schlaflosen jammervollen Nächten noch eine Art von bangsüßer melancholischer Wehmuth.

Die Postmeisterin war noch immer bei ihrem Bruder. Man war für ihr Leben besorgt. Wer es redlich mit ihr meynte, wünschte ihr den Tod.

Die Nachbarschaft um das Posthaus schien jetzt ausgestorben zu seyn, weil man seit einigen Wochen den Postmeister weder sah, noch einen Fluch, oder sonst ein lärmendes Getöse von ihm hörte. Er sass in seinem Zimmer. Die Vorhänge waren vorgezogen. Er fluchte für sich nur ganz in der Stille. Zum

Zeitvertreibe schmauchte er des Tags ein Dutzend Pfeifen Tabak, und spielte mit sich selbst bald Dame, bald Piket. Er vertrat sich und seinen Gegner zugleich. Wenn er diesem bessere Karten gab, als sich selbst, oder etwas versah, das demselben zum Vortheil gereichte, so wurde er wild, fluchte, warf die Karten auf die Erde, sammelte sie nach einer Pause wieder zusammen, und fing, mit seinem Gegner ausgesöhnt, von Neuem zu spielen an. Kein Mensch durfte zu ihm ins Zimmer, als eine alte Dienstmagd, die ihn mit dem Nöthigen versah. Abends leerte er seinen Bierkrug etlichemal aus, fluchte auf sich, auf seinen Sohn, auf Hans Reiter und seine Familie, auf den sämmtlichen Magistrat und die ganze Welt, warf sich in einem derben Bierrausch ins Bette, und schnarchte ruhig fort bis an den hellen Morgen.

Hans Reiter machte indessen vergebens Versuche, die Gemüther der Rathsherren umzustimmen. Keiner empfing ihn übler, als der Herr Reichsstadtsindik, der ihn einen unruhigen aufwiegleischen Kopf, — und die Frau Bürgermeisterin, die ihn einen frevelhaften gottlosen Mann nannte. Hans Reiter liess sich am wenigsten durch Grobheiten abschrecken, und beredete Hrn. Strehler, eine Vertheidigungsschrift für Berger an den sämmtlichen Magistrat zu verfassen, die er unter eigenem Namen einreichen würde. Die Schrift war mit ausgezeichneter Bündigkeit abgefasst. Berger wurde darinn als ein frommer, stiller, fleissiger Mensch geschildert, und die ganze Stadt zum Zeugnis dessen aufgefordert; sein mächtiger Hang zur tiefen Melancholie auseinandergelegt; aus überzeugenden That- sachen bewiesen, dass er schon einige Wochen zuvor den Verstand voll-

kommen verloren habe; dem Magistrate mit den rührendsten Ausdrücken ans Herz gelegt, ja in einer Sache, bei der es um das Leben eines unschuldigen Menschen zu thun sey, mit der möglichsten Behutsamkeit zu Werke zu gehen. Einige Nachbarn setzten ihre Namen unter diese Schrift. Viele waren zu gewissenhaft, einem Gotteslästerer einen Dienst von solcher Art leisten zu wollen.

Indessen wären durch diese Vorstellungen dem sämmtlichen Magistrate beinahe die Köpfe zurecht gesetzt worden, wenn sie der Sindikus nicht noch zu rechter Zeit mit einem Dutzend Syllogismen und Zitationen wieder zu verrücken gewusst hätte. Es wurde daher nach vielen heftigen Debatten nach ihrer Art beschlossen: die Sache habe beim Alten zu verbleiben, weil der Magistrat bei allem dem, noch keine Beweise habe, dass die Malefizperson

im Augenblicke der Gotteslästerung von Sinnen gewesen sey; weil ihr eigenes Geständnis alle fremde Zeugnisse überwiegen müsse; weil sie schon darum schuldig seyn müsse, da sie von den Rathsverwandten *per unanimitia* zum Tode verurtheilt worden sey, welche zu widerrufen ohne Beispiel sey; weil endlich alles noch auf die Approbation der juridischen Fakultät der *Almae Universitatis* **** ankomme.

Bittsteller wurde hiermit ab, und ernstlichst, und zwar unter der Pön von zehn Reichsthalern, zur Ruhe verwiesen.

Den andern Tag wurde sogar auf Befehl des Hochlöblichen Stadtmagistrats ein Edikt promulgirt: dass es den Bürgern und Einwohnern der Reichsstadt *** ebenfalls unter der Pön von zehn Reichsthalern verboten sey, die innhaftirte Malefizperson im Kopfe für verrückt zu halten, oder nur eine

Muthmassung davon durch Zeichen und Reden an den Tag zu geben, wodurch sich also Jeder vor Schaden zu hüten wissen solle.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Universität bestätigt das Urtheil.

*Es wird Bergern angekündigt. Der
Armensünderpater.*

Nach einer Zeit von drei Wochen kam endlich auch der Ausspruch der juristischen Fakultät von ***, und entsprach beinahe vollkommen der allgemeinen Erwartung. Man finde, hiess es unter andern in demselben, das Urtheil des Hochlöblichen Stadtmagistrats den Absichten der strafenden Gerechtigkeit, einer gesunden Vernunft und den bereits bestehenden Kriminalgesetzen ganz angemessen; nur wolle die juridische Fakultät in einem einzigen

Punkte zur Milderung rathen, die sich bereits in der menschlicher denkenden katholischen Christenheit auf eine sehr löbliche Gewohnheit gründe, dass nämlich der arme Sünder, nachdem er dreimal mit glühenden Zangen gezwickt, und ihm die Zunge zum Halse herausgerissen worden sey, auf dem Scheiterhaufen an einen Pfal gebunden, und zu gleicher Zeit, als man denselben anzünde, mit einem Stricke um den Hals erdrosselt werde. Der ganze Rath war stolz darauf, der Malefizperson so viele Begnadigung angedeihen lassen zu können. Sogar die Frau Bürgermeisterin stimmte mit ein, und unterzog sich aus willigem Herzen der Infallibilität des juridischen Fakultätsausspruches.

Gleich den andern Tag Morgens um neun Uhr begaben sich die zwei Bürgermeister, die vier Aeltesten des Rathes, und der Sindikus, unter Voraustretung

zweier Schergen mit Fackeln, in Ber-
gers Gefängnis, und kündigten ihm
das Todesurtheil an. Berger stand ru-
hig und mit niedergehefteten Augen
da, und schien es mit Aufmerksam-
keit zu vernehmen. Als das Urtheil
verlesen war, brach, nach Sitte der
Stadt, der Sindikus einen schwarzen
Stab, und warf ihn zu seinen Füßen.
Berger hob ihn auf, besah ihn von
allen Seiten, und liess ihn wieder aus
den Händen fallen.

Die Schergen banden ihm nun mit
einem Stricke die Hände. Ich bitt'
euch, meine Herren, sagte Berger in
einem kindischfurchtsamen Tone, thut
mir nichts; ich will gerne vernünftig
seyn! — Das Gericht gieng voran. Ber-
ger wurde von den Schergen nachge-
führt. Als er das Tageslicht erblickte,
schrie er in einem frohen Tone auf:
Ei du liebe Sonne, lebst du auch noch?
O wohl mir, dass ich dich wieder se-

he! — Er wurde nun in das sogenannte Armensünderstübchen gebracht, wo die Verurtheilten drei Tage zum Tode vorbereitet werden.

Hier erwartete ihn schon eine lange hagere abentheuerliche Figur von Kapuziner, mit dem meine Leser ein wenig bekannt werden müssen, ehe wir mit Berger näher dem Tode entgegenrücken.

Er trug eine hohe, scharf gewölbte, in tiefe steife Falten dreimal gebrochene Stirne. Wie aus düstern Höhlen sahen ein paar kleine, schwarze, funkelnde Augen zwischen dick und borstig niederhängenden Augenbraunen hervor. Eine grosse, dünne, in der Mitte hart und höckericht gebogene, an beiden Nasenlöchern eng zusammengepresste, scharfzugespitzte Nase hieng beinahe einen halben Zoll über einen Mund herab, der sich in zwei kleinen, steifen, fest sich einklammernden Lippen fast

von einem Ohre zum andern zog. Wenn er sprach, öffnete sich der Mund in ein grosses Viereck, aus dem ein tiefer, hohler, bei der mindesten Anstrengung heulender, durchdringender Ton hervorbrach. Vom Kinn strömte ein voller, schwarzer, zottichter Bart bis auf den Bauch herab. Seine Denkungs- und Lebensart entsprach vollkommen dem Abentheuerlichen seiner Gestalt. Er war strenge gegen sich und andere, bis zum letzten Grade eiserner Dummheit. Sein ganzes Leben bestand in einer ewigen Abwechselung von Fasten, Geisseln und allen andern Arten tyrannischer Abtödtungen der Sinne, des Fleisches und der Seele. Er schlief sehr wenig, und das nur auf blosser Erde. Sein Kopfkissen war ein Stein. In jeder Stunde der Nacht stand er auf, und betete, einmal der Länge nach ausgestreckt auf der Erde, das anderemal mit ausgespannten Aermen

die sieben Buspsalmen. Jeden Freitag, und in der Fasten jeden Mittwoch, Freitag und Sonnabend, geisselte er sich blutig. Sein ganzer Rücken sah einer rauhen Eichrinde gleich, der, wie er aufgerissen wurde, sich wieder in rauhere Narben zusammenzog. Ein eisernes Cilicium gieng um seine Lenden, dessen Spitzen schon ganz in die Haut eingewachsen waren. Er hatte nebst den Ordensgelübden, denen er in jedem Falle die unsinnigste Auslegung gab, um sie nach einer eben so unsinnigen Strenge zu erfüllen, noch die Gelübde zum Himmel gethan; in seinem Leben nichts anzusehen, was sein Auge reizen, nichts zu hören, was dem Ohr eitel und lieblich klingen, nichts zu betasten, was seine Fingerspitzen sanft kitzeln, alles seinem Gaumen zu versagen, was ihm wohlschmecken, und seiner Nase, was ihr mit süßem Geruche schmeicheln könne.

Dies war für ihn Anlass genug, mit sich in einem ewigen Kampfe der selbstpeinigendsten Unversöhnlichkeit zu leben. Vergass sich die Menschheit einen Augenblick, wurde sein Auge durch den Zauber einer schönen Blume wolüstig hingerissen, oder drang sich bei einem Bissen Rindfleisch ein behagliches Gefühl von Wohlgeschmack seinem Gaumen auf; so glaubte er, in der verzweiflungsvollesten Seelenangst, sein Gelübde gebrochen zu haben, ergoss sich in Ströme reumüthiger Thränen, warf sich zur Erde, und marterte seinen Körper in der Stunde rachgieriger Selbsterbitterung mit einer Art barbarischer Wildheit. Alles was nur einen fernen Anschein von gesunder Vernunft hatte, war eitel, alles Eitele, Sünde, alle Sünde der Grund zur unmittelbaren Verdammung. Seine bittere Verketzerungs- und Verdammungssucht kannte, aus der redlichsten Absicht, kei-

ne Grenzen. Sein Eifer war ein heisser glühender, über alles mit einer unaufhaltsamen Unbändigkeit sich ergießender Feuerstrom. Er bekleidete drei geistliche Würden, indem er Regelpater, Hexenpater und Armensünderpater war. Als Regelpater hatte er einen zahllosen Anhang von kränkenden, krummen, lahmen, einäugigen, bucklichten, alten Jungfern, Wittwen und Weibern. Als Hexenpater trieb er allen Verhexten, Verzauberten und Besessenen weit und breit den Teufel aus, und exorzirte in der ganzen weiten Gegend alle Kühe - Pferd - und Schweinställe u. s. w. Als Armensünderpater begleitete er in allen benachbarten Hochgerichten alle verurtheilten Diebe, Mörder, Strassenräuber, Mordbrenner, Giftmischer, Hexenmeister und Gotteslästerer zur Richtstätte, zum Galgen, zum Rade, auf den Scheiterhaufen. Man erzählte sich viel Erbau-

ches von seinen Wundern, die er schon in seinem Leben von Zeit zu Zeit zu wirken pflege. Er stand im Rufe der seltensten Heiligkeit. Alles betete ihn an.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

*Bergers entsetzliche Unbusfertigkeit.
Feierliche Zurüstung zum Armensün-
derfeste.*

Pater Florian empfing den Armensünder mit ausgebreiteten Armen, und rief ihm im Tone eines tiefheulenden Pathos zu: Komm, mein Sohn, komm in meine Arme, gleichwie der verlorne Sohn in die Arme seines wiederverhöhten Vaters zurückkehren durfte. Ich kehre bei einem Sünder ein, gleichwie Jesus Christus, unser göttlicher Erlöser und Heiland, bei Zöllnern und Sündern einzukehren kein Bedenken

getragen hat! Du bist tief gefallen, mein Sohn! Du standest am Rande des Abgrundes! Du warst bestimmt, ein Opfer der Hölle zu werden! — Komm in meine Arme! Ich bin vom Himmel gesandt, dich dem Rachen des höllischen Satans zu entreissen, und dich, ein schon verlornes, doch durch die Gnade des Himmels glücklich wieder erbeutetes Schaf, in den seligen Schoos des himmlischen Vaters wieder zurückzubringen! — Berger betrachtete den Kapuziner mit einer Art von Neugierde, und unterbrach ihn auf einmal: Pfui, Herr Pater, da kriecht euch eine Laus am Ärmel! Er nahm sie mit einer höflichen Art weg, und legte sie ihm in die Hand. Für das plötzliche Erstaunen, Anstarren, Erstummen des in seiner frommen, begeisterten Wuth beinahe ausser sich gerissenen Kapuziners hab' ich keine Worte.

Berger wurde an den Tisch gebunden, auf dem ein Kruzifix, ein Todtenkopf und andere Erbauungsbilder waren. Pater Florian bot jetzt die ganze Gewalt seiner Beredsamkeit auf; versuchte alle Mittel, die nur in seiner Möglichkeit waren; schilderte ihm die Hölle mit den schreckbarsten, grässlichsten, schauervollsten, den Himmel mit den reizendsten, lüsterntesten Farben; mahlte ihm das Ungeheure seines Verbrechens; machte ihm die Leichtigkeit anschaulich, mit einem einzigen, wahrhaft reumüthigen Seufzer zu seinem himmlischen Vater, Verzeihung aller seiner Lasterthaten zu erhalten. Er nahm die gelindesten Worte zu Hülfe, warf sich vor ihm nieder, bat, flehte, beschwor ihn, vergoss Thränen, brach dann wieder in donnernde Drohungen aus, fluchte ihm im Namen der Kirche, exorzirte, anathematisirte ihn. Alles umsonst! Berger sass ruhig da,

tändelte mit seinem Stricke, spielte an seinem Barte, that seltsame Fragen an ihn, stellte sich weinerlich, wenn er in einem gelinden, und brach in lautes Gelächter aus, wenn er in einem drohenden Tone sprach.

Um durch die beispiellose Unbusfertigkeit der Malefizperson die Stadt mit Aergernis zu verschonen, wurde gegen die Gewohnheit verboten, Bergern sehen zu lassen. Unten am Eingange des Rathhauses stand eine Büchse auf einem Tische, in welche die Wohlthätigkeit der Vorübergehenden, zu Messen für seine Bekehrung, reichlich opferte.

Schon seit zwanzig Jahren hatte die Stadt das Glück nicht mehr gehabt, innerhalb ihrer Mauern einen Verbrecher vom Leben zum Tode verurtheilt zu sehen. Dieser Seltenheit wegen, vereinbart mit der Seltenheit eines unerhört schwarzen Verbrechens, zu dem

noch die dritte Seltenheit kam, dass der Verbrecher ein Jurist, der Sohn eines Bürgers, und sogar eines Postmeisters war, entschloss sich der edelfeste und wohlweise Reichsstadtmagistrat, dieses Fest mit Grösse und verschwenderischer Feierlichkeit zu begehen. Beinahe alle Handwerker, die einen mehr, die anderen weniger, waren mit den Anstalten dazu beschäftigt. Es wurde eine schöne majestätische Eiche gefällt, die schon seit mehr als anderthalbhundert Jahren der Schmuck einer bunten Wiese war, und dem Wanderer in den Tagen brennender Hitze in ihrem Schatten Ruhe und Erquickung gewährte. Die schlichsten Scheiter davon wurden ausgeschos-
sen, und man errichtete ausser der Stadt mitten auf einem schönen Hügel, der ringsum die reizendsten, mannichfaltigsten Gegenden auf viele Meilen übersah, einen Scheiterhaufen von un-

gefähr dreissig Klaftern in einer zier-
 lichen Runde. Die Scheiter wurden
 verschwenderisch mit Pech unterlegt.
 In der Mitte ragte, gleich einem Obe-
 lisk, eine schöne, mit Kreuzen und
 Todtenköpfen buntbemahlte Säule em-
 por, an der die Malefizperson den Gna-
 denstrick bekommen sollte. Wagner
 und Schmiede arbeiteten sich am Ar-
 mensünderwagen beinahe ausser Athem.
 Ein Hufschmied zeichnete sich mit der
 sinnreichen Erfindung dreier eiserner
 Zangen aus, die das besondere Verdienst
 hatten, mit zwei viereckichten, ein-
 wärts gut zusammenpassenden Kölbchen
 versehen zu seyn. Der Zeugschmid
 verfertigte zur Herausreissung der Zun-
 ge ein meisterliches Instrument. Der
 Seiler spann den Gnadenstrick aus dem
 besten Hanfe, den er bekommen konn-
 te, und mit einem Fleisse, mit dem
 nicht einmal sein Meisterstück ge-
 spunnen war.

Der Weg vom Rathhause an, bis zum Richtplatze wurde in drei Stationen eingetheilt, und bei jeder eine Bühne errichtet, auf der die Malefizperson mit glühenden Zangen gezwickt werden sollte. Die erste stand der Pfarrkirche gegenüber, wo ausserhalb, Christus am Oelberge sehr erbaulich zu sehen war. Die zweite einer Johannisstatue, die dritte einer Feldkapelle, Maria Schnee genannt, gegenüber. Die freigebige Andacht schmückte diese Bildnisse mit Kränzen und Blumen sehr zierlich auf das nahe Armensünderfest aus.

Der Scharfrichter des Orts liess auf fünfzehn Meilen in der Runde an alle seine Zunftbrüder, als da sind Scharfrichter und Söhne, Schergen und Söhne, Schindersknechte und Söhne, ein höfliches Einladungsschreiben ergehen, da indessen die Frau Scharfrichterin alle Anstalten zu einem festlichen Schmause traf.

Alle Metzger, Becker, Brauer und Brandtweinbrenner waren mit Zubereitungen beschäftigt, um die von allen Gegenden haufenweise herzuströmende Volksmenge bewirthen zu können.

Bei der Frau Bürgermeisterin wurde auf öffentliche Unkosten für den Magistrat und die Dignitarien der Hochwürdigen Geistlichkeit, als da sind der Herr Stadtpfarrer, die Herren Landdechanten und Kämmerer, der Pater Quardian und P. Vikarius der W. W. P. P. Kapuziner eine prächtige Tafel bereitet.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

*Des Armensünderpaters eitles Bemühen.
Schrecken der Stadt über Bergers Un-
busfertigkeit.*

Mit Bergern war der Kapuziner noch um keinen Schritt weiter. Scherge Martin erzählte ihm, dass er sich zu allem, wozu man nur wolle, mit Schlägen bringen lasse. Ein so einfaches Mittel durfte hier nicht unversucht bleiben. Pater Florian befahl dem armen Sünder, er solle beichten. Das will ich nicht, antwortete er. Warum nicht? — Weil ich das Beichten für eine Narrheit halte! — Ei du gotteschänderischer Bube! schrie der Kapuziner, und gab ihm mit seinem knöchlichten Stricke einen derben Streich über den Rücken, aber blos, wie er in seiner Meinung dafür hielt, zur grösseren Ehre Gottes. Herr Pater, sagte

Berger ganz ergrimmt, kommt mir nicht so, das sag' ich euch! Ihr seyd nicht Scherge Martin! Der Pater trug ihm, indem er noch sprach, die Dosis noch einmal, und zwar stärker auf. Schnell fiel ihm Berger mit grimmigen Händen in den Bart. *Propter te, o Domine!* *) rief der Kapuziner in einem Schmerz und Duldung ausdrückenden Tone. Berger schüttelte ihn. *Amplius, o Domine!* **) schrie der Kapuziner. Berger fasste ihn von neuem mit allen seinen Kräften. Jesus Maria, und Joseph! — Allerheiligste Dreifaltigkeit! — Scherge Martin! Scherge Martin! brüllte der Kapuziner aus vollem Halse. Scherge Martin konnte sich beim Anblicke dieser drollichten Scene des Lachens nicht enthalten, und brachte sie auseinander. Das sag' ich euch, schrie Berger zitternd vor Grimm, thut

*) *Deinetwegen, o Herr!*

**) *Noch mehr, o Herr!*

mir das nicht noch einmal! Ich hab' es euch schon gesagt, ihr seyd nicht Scherge Martin! Wenn ihr mir noch einmal so kommt, so reiss ich euch das Kinn mit sammt eurem Barte aus dem Gesichte. Scherge Martin besänftigte Beide. Der Kapuziner nahm in einer ziemlichen Entfernung von Bergern Platz, und ward nicht müde, neuerdings auf seine unerhörte Unbusfertigkeit loszustürmen.

Eben diese war es, welche in der Stadt neuen Schrecken verbreitete, indem man sich vor einer allgemeinen Strafe der erzürnten Gottheit fürchtete. Ein vielzüngigtes abentheuerliches Gerücht gieng unter tausend Gestalten von Mund zu Munde: Dieser sah feurige Zeichen am Himmel; ein anderer legte ihre schreckbaren Bedeutungen aus; dieser verspürte ein Erdbeben, und prophezeihte den Untergang der Stadt; jener sah den Satan in Bocksgestalt,

mit feuersprühenden Augen, in der Stunde der Mitternacht um das Rathaus herumschleichen. Einige bezeugten sogar, eine Schaar von Gespenstern, unter heulendem, betäubendem Getöse, über die Stadt ziehen gehört zu haben. Zum Unglück brach in der Nacht ein entsetzlicher Sturmwind aus, entwurzelte Bäume, riss Gartenmauern ein, deckte halbe Dächer ab, und entseelte beinahe die vor Furcht und Schrecken erblassten Einwohner der Stadt.

Der Rath schrieb gleich den andern Tag einen Betttag aus, zur Bekehrung der verstockten Malefizperson, und zur Abwendung der Rache Gottes von der unschuldigen Stadt. Man stellte vom Morgen bis auf den Abend Betstunden an, wobei das Hochwürdigste ausgesetzt ward, hielt ein feierliches Hochamt, trug allen Priestern der Stadt auf, ein eifriges Memento für den Unbusfertigen in ihrem Messopfer zu machen.

Die ganze Stadt drang sich in wimmelnden Haufen zur Kirche, und in einem Tage wurden die tauben Ohren des Himmels mit mehr als fünfzigtausend innbrünstigen ungestümmen Rosenkränzen und Litaneien bestürmt.

Als man mit allen sieben Glocken auf einmal zum Hochamte läutete, sagte der Kapuziner zu Bergern: Die ganze andächtige Stadt versammelt sich jetzt, du unbusfertiger, verworfener Sünder, Gott auf ihren Knien um deine Bekehrung zu bitten.

Berger. Wie viel, glaubt ihr wohl, lieber Pater, dass Narren darunter seyn werden?

P. Florian. Weisst du nicht, Elen-der, dass du sterben musst? dass die Stunde deines Todes nahe ist?

Berger. Sterben müssen wir alle, Herr Pater! Sterben müsst ihr auch!

P. Florian. Aber, wenn Gott will, nicht als ein unbusfertiger, verstock-

ter, verworfener Sünder, nicht als ein Gotteslästerer, nicht als ein Schlachtopfer der Hölle!

Berger. Ihr gewiss mehr, als ich, lieber Pater!

P. Florian. Was sagst du?

Berger. Ihr sagtet ja gestern selbst, dass ihr der allergrösste Sünder von der Welt seyd!

P. Florian. Ach! dass Gott sich deiner erbarmen möchte, du frevlerischer Bube!

Berger. Ich sterbe ja gerne, lieber Pater! Denn ich habe etwas gesehen, etwas, lieber Pater! — Ach wenn der Himmel so schön ist, als das, was ich gesehen habe, so lohnt sich ja wohl der Mühe, Busse zu thun!

P. Florian — *ihn umarmend.* — Was hast du denn gesehen, mein Sohn?

Berger. Mein Hannchen, das schönste Mädchen unter der Sonne, hab' ich nackt gesehen!

P. Florian — *auffahrend.* — O du Sündenbock! — *Er schlug mit dem Stricke nach ihm.* —

Berger — *den Strick mit der Hand auffangend und ihn fest an sich haltend.* — O wenn ihr mein Hannchen gesehen hättet, dieses edle Meisterstück der Natur! ihren vollen lilienweissen Busen! ihre schlanke Hüfte! den weichen Sammet ihrer runden Schenkel!

P. Florian. Hör' auf, Gottlöser, verunreine meine keuschen Ohren nicht!

Berger. Und dann vollends — —

P. Florian — *mit Fäusten auf ihn zuschlagend.* — Hör' auf, Satan in menschlicher Gestalt!

Berger — *den Strick auslassend und ihm mit beiden Händen in den Bart fallend.* — Den Thron der trunkensten Wollust, den Sitz aller menschlichen, überirrdischen Freuden! O Pater! — *ihn heftig am Barte schüttelnd* — wenn ihr hier nicht empfin-

det, wenn ihr nicht in einen Taumel von Wonne und Entzücken hingerissen werdet, so seyd ihr weniger, als Scherge Martin, so seyd ihr kein Mensch, so scheint ihr nicht nur mit eurem halben Menschengesichte ein Bär zu seyn, so seyd ihr ein wirklicher Bär!

P. Florian. Lass mich los, lass mich los, Höllenbrut!

Berger liess ihn los. Pater Florian warf sich zur Erde, küsste den Boden wohl hundertmal, kreuzte sich das Gesicht, schlug mit geballten Fäusten auf die Brust, so mächtig war der Eindruck von Bergers Erzählung auf die empörte Sinnlichkeit des armen Kapuziners.

Nach einer Weile richtete er sich wieder auf, rief dem Schergen Martin, und liess zwei andere Kapuziner holen. Als sie kamen, gieng er nach Hause, und zerfleischte seinen Körper mit unbarmherzigen Kasteiungen, um

die noch immer wider Willen vor seinen Sinnen schwebenden Bilder der Schaamlosigkeit mit Gewalt zu verdrängen.

Berger spielte mit den andern Kapuzinern seine Komödie fort, und die Stadt verzweifelte vollends an seiner Bekehrung.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Gerichtstag. Hannchens Heldenthat. Studenten- und Schergenkrieg. Gottesschänderische Entweihung der Pfarrkirche.

Der Schmerz warf Hannchen ins Bette. Die stummen, thränenlosen Stunden waren für sie die entsetzlichsten. Ach Gott! rief sie öfters aus, rang die Hände, und vergoss Ströme von Thränen, ach Gott! ich armes Mädchen bin schuldig an dem Tode eines Menschen! An

dem Tode eines Menschen, der mich liebt! Für mich ist die Freude des Lebens dahin! Ich sterbe aus Verzweiflung! — Ach! ist niemand, der ihn rettet? Giebt es kein Mitleiden, kein Erbarmen, keine Menschlichkeit mehr? So brach sie manchmal in Jammertöne aus; dann brach ihr das Herz von Neuem; dann wurd' es dunkel in ihrer Seele; dann verstummte sie wieder.

Der grosse Tag des Gerichts brach nun an. Die ganze Nachbarschaft viele Meilen in der Runde ströhmte der Stadt zu. Auf allen Gassen und Strassen wimmelte ein dickes, murmelndes Gedränge. Alle Fenster, Gewölbe und Dachöffnungen waren voll Menschen gepfropft. Auf dem Marktplatze war Körper wie an Körper gemauert. Nur da und dort schlich sich eine edle, fühlende Seele in ein einsames abgelegenes Zimmer, und weinte im Herzen über die entartete, tiefgesunkene Menschheit.

Hans Reiter drängte es aus dem Hause. Er empfahl der Mutter Anne das arme Mädchen, das blass, mit zitternden Lippen, thränenlosem Auge, ganz das klägliche Bild des stummen Schreckens, auf dem Bette sass. Er verbarg sich in der entfernten Tiefe des nächstgelegenen Waldes, und kam erst gegen zwölf Uhr Nachts wieder nach Hause. In jedem Menschen, der ihm begegnete, und den er mit banger Neugierde dem traurigen Spektakel zueilen sah, dacht' er sich diesmal einen hartherzigen Feind der Menschheit. Meine Leser kennen diesen geraden, redlichgesinnten Mann. Es giebt Situationen, die man sich nur denken kann. Für den Zustand eines edlen, tiefzerrissenen Herzens hat die Sprache keine Worte.

Der menschlichste Gedanke, den jetzt die wohlweisen Väter der Stadt dachten, war das stolze Vergnügen, vor dem

Volke in einer ehrwürdigen Galla auftreten zu können.

Die Frau Bürgermeisterin gab heute Niemand an mitleidender Denkungsart etwas nach; denn sie schickte noch den nämlichen Morgen drei Sechsbäzner zu den W. W. P. P. Kapuzinern, um Messen für die Malefizperson zu lesen, zu ihrer Bekehrung und Verleihung einer glückseligen Sterbestunde.

Um acht Uhr frühe versammelte sich der Magistrat noch einmal, um zu deliberiren, ob man dem unbusfertigen Sünder nicht noch einen Tag Aufschub gewähren solle. Die Stimmen waren anfangs getheilt; weil aber der Sindikus bewies, dass diese Unbusfertigkeit eine augenscheinliche Strafe Gottes sey, dass man den geheimnisvollen Urtheilen Gottes nicht vorgreifen solle, so wurde einstimmig beschlossen, zur Exekution nach dem obigen Spruche zu schreiten.

Etliche zwanzig Henker waren in der Stadt auf ihren Posten vertheilt. Die Stadtguardia, lauter alte Bürgersmänner in Montur, stand in geraden und krummen Reihen mit Gewehren vor dem Rathhause, und präsentirte eine ziemlich possirliche Figur.

Mit dem Schlage neun Uhr wurde der arme Sünder, mit Stricken gebunden, von den Schergen rückwärts, und von zwei Weltpriestern und zwei Kapuzinern zur Seite, begleitet, aus dem Rathhause unter das Volk in ein geschlossenes Viereck der Stadtguardia, dem grossen Balkon gegenüber, geführt. Er hatte ein weisses, mit schwarzen Bändern zierlich garnirtes Kleid an, welches ihm seine fromme Base, eine reiche Müllerin, als ein Todtengeschenk verfertigen liess. Er sah freundlich und heiter aus, schaute mit ungestörtem Blicke auf die versammelte Menge, grüsste Freunde und Bekannte mit ei-

nem fröhlichen Lächeln, und war in Gestalt, Blick und Miene von dem Ungeheuer, das er vorstellen sollte, das vollkommenste Gegenbild. Jetzt brach dem Volke das Herz. Ein vollstimmiges Wimmern, Stöhnen, Schluchzen, Heulen hallte in die Lüfte.

Der Senat erschien auf dem Balkon. Der Sindikus gebot mit den Händen Stille. Auf einmal verbreitete sich über die zahllose Menge ein furchtbares, nur da und dort durch einen leisen wehmüthigen Seufzer unterbrochenes Verstummen. Der Sindikus lehnte seinen dicken Wanst ans Gitter, räusperte sich dreimal, und verlas das Urtheil in einer hohlen, lautbellenden Monotonie. Dann brach er den Stab, warf ihn herab, und in dem nämlichen Augenblicke wurde im Pfarrthurme die Armensünderglocke angezogen. Ihr tiefer, kläglicher Ton verbreitete sich wimmernd in der banger Luft. Wem noch

menschliches Gefühl im Herzen war, den ergriff jetzt ein bebender Schauer.

Beim ersten Schall der Glocke that Hannchen einen durchdringenden Schrei, und sank ihrer Mutter ohnmächtig in die Arme. Bald darauf erholte sie sich wieder, riss sich aus ihren Armen, stürzte die Treppe hinab, und unter den Haufen des Volkes; die Mutter ihr nach; allein als sie zur Hausthüre kam, hatte sich Hannchen schon im Gewühl der Menge verloren.

Berger wurde nun auf den Wagen gebracht. Der Eifer der Kapuziner brüllte neben ihm in lauten, feurigen Gebeten. Berger hatte für sie kein Gehör, und sah auf die Menge. Ein Kruzifix mit Blumen geziert, sammt einem Rosmarinstrausse, war ihm in die Hände gebunden. Wollte er an den Blumen riechen, so ergriff Pater Florian zugleich den Vortheil, und drückte ihm mit Heftigkeit das Kruzifix an den

Mund. Sogleich entstand unter dem Volke ein jubelndes Geschrei: Er thut Buse! er thut Buse! Entzückter Dank floss aus zehntausend Herzen gen Himmel.

Bei der Pfarrkirche wurde an der errichteten Bühne Halt gemacht. Zwei Henker verbanden dem armen Sünder die Augen, zwei andere entblösten ihm die Brust. Man nahm ihn vom Wagen herab, um ihn aufs Gerüste zu bringen. Die Kohlen dampften dicke Wolken in die Lüfte. Ein Henker hielt die Zangen schon in Bereitschaft. Glühende Funken tropften wie Wasser von ihr herab. Halt! halt! schrie in der Ferne eine weibliche Stimme mit der heftigsten Anstrengung, Halt! er ist unschuldig! Es strebte und drängte Etwas mit männlichen Kräften durch den hartnäckigen Haufen, und stiess alles, was im Wege war, auf die Seite. Halt! halt! er ist unschuldig! schrie die Stimme schon näher. Ehe man

sichs versah , waren zwei Henkersknechte auf die Seite gestossen , dass sie an das Wagenrad anprellten , und Hannchen stürzte in ihrem Nachtgewande , mit fliegenden Haaren und ausgebreiteten Armen auf Bergern zu , und umklammerte ihn mit einer Riesenstärke , für die in diesem Augenblicke jede Männerhand zu schwach gewesen wäre. Nun sollen sie Dich mir nehmen ! rief sie , die Barbaren ! Mein , mein bist Du ! Mit Dir geh' ich auf den Scheiterhaufen ! Mit Dir will ich sterben ! Hannchen ! rief Berger , Hannchen ! Einer der Umstehenden nahm ihm die Binde von den Augen. Ach Gott , sie ist's ! Nun brachen ihm die Kniee. Hannchen sank mit ihm zur Erde. Indessen entstand ein Murren unter dem umstehenden Volke. Eine Anzahl von Studenten war in der Nähe. Sie hatten sich schon zuvor zur Meuterei verabredet , und waren mit

Steinen in den Taschen versehen. Einer gab das Signal. Rettet unsern Bruder! schrieen Einige. Rettet unsern Bruder! schrieen Alle. Eine ganze Rotte von Studenten drang sich heran. Sie packten zuerst die alten Stadtsoldaten an. Diese liessen ihre Gewehre zurück, zerstreuten sich, und flohen davon. Die Schergen stellten sich zur Gegenwehre. Das Gefecht wurde hitzig. Schwere Steine flogen; blankе Säbel klirrten; geballte Fäuste begegneten sich. Die Studenten wurden am Ende der unehrlichen Zunft überlegen, rissen Berger von Hannchen los, und flogen mit ihm der Pfarrkirche zu. Hannchen wurde von den Umstehenden nach Hause gebracht. Indessen vermehrten sich die Schergen und Henker, ermanneten sich von neuem, schlugen sich durch einen Haufen Studenten, die sie zurückhalten wollten, tapfer durch, und holten die Beute ge-

rade noch an der Kirchenthüre ein. Drei Studenten wurden mit eisernen Fäusten zu Boden geschlagen, und, o des Triumphes für die Schergen, Schinder, und den Magistrat der Reichsstadt! die Beute glücklich wieder erobert. — Aber nun kam Succurs für die Studenten. Das Gefecht begann von neuem. Es regnete Steine. Die Volksmenge floh erschrocken davon. Vier Schergen lagen auf dem Platze. Auf die andern wurde mit Prügeln ohne Zahl und Ende losgepaukt. Berger war wieder gerettet, aber an der Kirchthüre von der Schinderstruppe wieder eingeholt. Die Thüre war offen; Berger schon in der Kirche; die Schergen mit satanischer Wuth hindendrein. Und nun — Ein kalter Schauer durchbebt alle meine Gebeine! — Blut wurde in der Kirche vergossen! — Das Heiligthum entweiht! Der Gottesraub vollendet! —

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Excommunicatio latae sententiae. Der Doktor macht eine glückliche Entdeckung. Der Reichsstadtmagistrat kommt ausser Fassung.

Während dem Gefechte wurde Berger von zwei Studenten glücklich in die Sakristei gebracht, und dieselbe verschlossen. Da eben die Schergen die Thüre aufzusprengen im Begriffe waren, kam der Stadtpfarrer mit einem dicken spanischen Rohre dazu, schlug damit in einer ungleich heiligeren und gerechteren Wuth, als einst Christus auf die Käufer und Verkäufer, — auf die Schädel der unheiligen Schindersbrut zu, prügelte sie zur Kirchenthüre hinaus, und kündigte ihr ausser derselben ohne Ausnahme die *Excommunicationem latae sententiae* an.

Berger lag in einer Art von Betäubung da. Man holte den Doktor. Wie erschrack der gute Mann, als er an ihm alle Kennzeichen eines schon einige Monate anhaltenden Wahnwitzes entdeckte.

Die Frau Bürgermeisterin fieng vor Wuth über diesen Vorfall an, sich an ihren eigenen Wänden zu vergreifen. Der Senat versammelte sich, um zu berathschlagen, ob ein Gotteslästerer eines Asilums würdig zu erachten sey. Der Sindikus bewies ihnen *ex jure Canonico* aus sechs Titeln, *quod non*, und so wurde einhellig beschlossen, die Malefizperson mit Gewalt zurückzufordern.

Der Doktor nahm sich der Sache nicht nur als Arzt, sondern als Mensch und Bürger an. Er traf zum Glücke den Pater Florian gleich ausser der Pfarrkirche an, und erkundigte sich genau bei ihm nach Bergers Verhalten wäh-

rend den letzten drei Tagen. Sie dummer Mensch von einem Pfaffen! rief ihm der Doktor nach seiner Erzählung erzürnt zu, Sie haben nicht einmal so viel Vernunft, einzusehen, dass der Arme seines Verstandes beraubt ist? Den dummen Pfaffen steckte Pater Florian aus frommer Selbstverläugnung ein, und sagte: An was Sie mich da erinnern! Bei der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, Sie mögen so unrecht nicht haben! Kaum ein paar hundert Schritte weiter, stiess er auf den Schergen Martin, der in zerrissenem Kleid und Hemde da stand, kläglich mit den Händen an seinem bluttriefenden Kopfe scharrte, und über die *Excommunicationem latae sententiae* bitterlich weinte. Ich will euch von eurer *Excommunication* helfen, sagte der Doktor, wenn ihr aufrichtig seyd, mir alles getreu erzählt, was seit Bergers Gefangenschaft mit ihm vorgegangen ist,

und eure Aussage vor Gericht zu beschwören bereit seyd. Ach ja, lieber Herr Doktor, mit aller Herzensfreude, sagte Scherge Martin, wenn Sie nur machen, dass ich nicht mehr exkommuniziert bin! Als der Doktor von ihm vernahm, was beim Verhör vor sich gegangen, eilte er sogleich, den Schreiber, der dabei das Protokoll geführt, aufzusuchen, und erhielt, nebst der Bestätigung der Aussage von Scherge Martin, das Originalprotokoll. Mit mehr Waffen, als er anfangs vermuthen konnte, ausgerüstet, eilte er in den Rath, der eben im Begriff war, auseinander zu gehen. Edle und wohlweise Herren! sprach er in einem Tone, der schon allein vermögend war, die ganze Versammlung ausser Fassung zu bringen, — ich klage den Herrn Sindikus der Reichsstadt * * * eines Meuchelmords an Wilhelm Berger an, und fordre Sie auf, ihn auf der Stelle

in Verhaft zu nehmen. Ich bürge bis auf weitere Verhandlung mit Ehre, Vermögen und Leben für die Wahrheit meiner Aussage, und gebe mich, wenn diese Bürgschaft unzulänglich seyn sollte, selbst in die Hände des Gerichts!

Wie hier die Väter aussahen, was sie für eine Positur nahmen, was für Augen und Mienen sie machten, wie sie alle auf einmal den Mund aufrissen, und sprechen wollten, und in der entsetzlichen Betäubung nichts herausbrachten, als ein ja, ein aber, ein und u. s. w. — und dann wieder verstummten, und mit aufgesperrten Mäulern eine sehr beredsame Pause machten, bald auf den Sindikus, bald auf den Doktor hinstarrten, und wieder reden wollten, und wieder verstummten — dies meinen Lesern zu malen bin ich nicht im Stande. Endlich gelang es dem Bürgermeister Rothmül-

ler nach einem dreimaligen Ansätze herauszustottern: Aber Herr Doktor, wissen Sie auch, was Sie reden? Das sollen Sie erfahren, meine Herren, erwiederte er. Nehmen Sie den Sindikus in Arrest! Er ist ein Schurke, ein Schänder der Gerechtigkeit, ein Meuchelmörder! Hüten Sie sich, meine Herren, dass Sie eine äusserst gekränkte Familie nicht zwingen, ihr Recht gegen die mörderische Verurtheilung eines Unschuldigen, an der Stufe des kaiserlichen Thrones zu suchen. Schickt ihn ins Spital! schrie der Sindikus, der von der ausser Fassung gebrachten Versammlung sich endlich am besten zu fassen anfieng, seht Ihr nicht, dass er wahnsinnig ist? Mörderischer Bube! drohte der Doktor entgegen, zittre vor dem Wahnsinnigen! Ich habe die Beweise in Händen. Lassen Sie ihn einsperren, meine Herren, oder ich fahre den geraden Weg nach Wien!

Die Versammlung wusste sich nun nicht anders zu helfen, als dass sie den Sindikus ins Gefängnis bringen liess. Wohl, sagte der Doktor, morgen produziere ich meine Beweise, und die Haare sollen Euch zu Berge stehen, meine Herren. So verliess er die Versammlung, und eilte zu seinem Patienten.

Das Volk zerstreute sich nun; ein Theil gieng unbefriedigt nach Hause; der andere schwärmte die Gassen auf und nieder, oder vertheilte sich in Haufen, und sah, hörte, verwunderte sich, und fragte, und wartete in ungeduldiger Neugierde auf den Ausgang der Sache.

Dreissigstes Kapitel.

*Trauerprozession, und anderes Volks-
spektakel.*

Das Gerücht, die Pfarrkirche sey durch Blutvergiessen entweiht worden, setzte die fromme Christenheit der Stadt in neues Schrecken. Der seeleneifrige Stadtpfarrer machte sogleich die gewöhnlich feierlichen Anstalten, das Allerheiligste aus dem entheiligten Orte zu bringen. Man läutete mit allen Glocken. Das Volk versammelte sich. Der Stadtpfarrer trat im Kirchenornate heraus, und entkleidete die Altäre ihres Schmuckes. Die Monstranz wurde dann, in einen Trauerflor verhüllt, in einer langen kläglichen Prozession aus der Pfarrkirche in die Kapuzinerkirche getragen. Der Bruderschaftsgenius trat, mit einem schwarzen und rückwärts bis zur Erde herabhängenden Schleier bedeckt,

und einem mit schwarzem Tuch umzogenen Schilde, voraus; hinter ihm giengen die Mitglieder der Bruderschaft in schwarzen Mänteln, und mit gelben brennenden Kerzen; dann folgte die Stadtmusik, die unter Begleitung der Posaunen einen Trauergesang anstimmte; nach ihr kam der Stadtpfarrer mit der Monstranz unter einem von acht Rathsherren getragenen Himmel. Der Klerus der Stadt beschloss, in Chormenden, schwarzen Stolen, und mit gelben Kerzen, den Zug.

Als das Gerücht erscholl, dass der Sindikus in Verhaft sey, und der Doktor Bergers Vertheidigung übernommen habe, artete der Uebermuth der Studenten in die ausschweifendste Zügellosigkeit aus. Alle Metzgerknechte, Schuster - Schneider - Wagner - Schmied - und Schlossergesellen traten zu ihrer Parthei über, zogen die Stadt auf und nieder, warfen der Frau Bürgermeisterin, dem

Sindikus, und einigen der verhassteren Rathsherren die Fenster ein, rissen die Gerüste nieder, zündeten ausser der Stadt den Scheiterhaufen an, und wütheten bis spät in die Nacht durch alle Gassen der Stadt. Alle Wachen verkrochen sich. Wer aus Pflicht Hand an der Exekution anzulegen hatte, war verschwunden.

Den andern Tag versammelte sich die ausgelassene Rotte vor dem Hause des Doktors, und ergoss sich in ein unbändiges, wild und hochauflärmendes Jubelgeschrei. Er wurde von ihnen auf den Händen ins Rathhaus getragen, und nach vollendeter Sitzung eben so wieder nach Hause gebracht.

Ein Postknecht, der noch den vorigen Tag Zeuge des ganzen Herganges gewesen, fand den Postmeister, als er nach Hause eilte, um ihm die frohe Nachricht zu bringen, in seinem dunkeln Zimmer. Er sass am Tische.

Piketkarten lagen vor ihm aufgeschlagen. Die Hände hielt er über dem Bauche ineinandergeschlungen. Thränen rollten ihm die kupferigen Wangen herab. Ist's vorbei mit der unglücklichen Bestie? rief er dem Postknecht entgegen. Als er vernommen hatte was vorgegangen war, wischte er sich die Thränen von den Wangen, gab dem Kerl einen Sechsbäzner, und rief aus: Das ist eine verfluchte Sakramentsdirne, Schleifers Hanne! Das Mädchen hat mir meinen Buben gerettet! Er eilte sogleich zu ihr hinüber, um ihr zu danken. Die Macht des Vatergefühls siegte hier über seine ihm sonst so ganz zur Natur gewordene Wildheit.

Hans Reiter hatte in der Tiefe des einsamen Waldes einen entsetzlichen Tag verweint. Er kam erst nach später Mitternacht zurück. Schon von der Ferne sah er die Gegend seines Hauses mit vielen Fackeln erhellt. Als er nä-

her kam, hörte er zwischen jubelndem Freudengeschrei Musik erschallen, und fand den ganzen Platz mit Menschen erfüllt. Man ass, trank, tanzte, lärmte, juchzte, ergoss sich in die mannichfaltigsten Ausgelassenheiten der trunkensten Freude. Hans Reiter konnte aus dem Räthsel nicht klug werden. Eh' er noch Sinn und Zusammenhang zwischen dem, was er sah, und was er wusste, herausbringen konnte, stand er dicht am Haufen. Hans Reiter! schrie Einer. Hans Reiter! schrieen Hundert. Vivat, vivat Hans Reiter! Vivat Hans Reiters Hanne! Vivat, vivat, vivat! Ju — ju — juhe! schrieen, lärmten, juchzten, jubelten Alle. Er war von tausend Menschen umringt. Wen er fragte, der antwortete ihm nicht. Wer ihm antwortete, den verstand er vor dem Getöse um ihn nicht. Der sonderbare Auftritt wurde ihm mit jedem Augenblicke unerklärbarer. Man brachte

ihn endlich durch das dickste Gedränge bis an seine Hausthüre. Sie stand offen. Er eilte die Treppe hinauf. Noch unter der Stubenthüre rief er: Ei so sagt mir doch, was das für närrisches Wesen ist. Anne und Hannchen, die wegen seinem so langen Ausbleiben in grosser Unruhe waren, flohen ihm entgegen. Die Geschichte war mit zehn Worten erzählt. Ei du glückliches Kind! rief Hans Reiter aus, vor Ueberraschung, vor Freude, vor Entzücken ausser sich, und drückte Hannchen heftig an seine Brust, du hast das Leben eines Menschen gerettet, eines unschuldigen, zum entsetzlichsten Henkerstode verurtheilten Menschen! O wer das gethan hat, der braucht in seinem Leben keine schöne Handlung mehr zu thun! Er war über das unerwartete glückliche Ende dieses traurigen Tages lange wie im Traume. Gegen die vielen Ehrenbezeugun-

gen, die das Volk seinem Hannchen erwies, war er nichts weniger als gleichgültig, und machte, sobald er sich fassen konnte, sogleich Anstalten, dass Wein und Bier unter die Leute, so viel sie nur trinken wollten, gebracht wurde.

Erst mit Anbruch des Tages gingen die Leute auseinander.

Ein und dreissigstes Kapitel.

Der Postmeister giebt den Studenten ein Fest. Neue Kirchweihe.

Mit dem Handel, der den andern Tag vor dem Magistrate geführt wurde, kam man schon in der ersten Sitzung so weit, vermuthlich weil jetzt weder Sillogismen gemacht, noch Gesetze zitiert wurden, dass man Bergern als unschuldig erkannte, und noch den nämlichen Tag in das Haus seines Va-

ters brachte. Der Sindikus blieb im Arreste.

Der Postmeister, dem der Stock noch ziemlich in frischem Gedächtnis schwebte, war, wie man leicht vermuthen kann, damit nicht zufrieden. Sein Muth erwachte wieder. Hatte er zuvor lose Reden gegen den Magistrat geführt, so schrie, schimpfte und sakermentirte er sich jetzt über denselben ausser Athem. Ich will die Hunde kriegen! schrie er, dass sie an mich denken sollen! Ich verklage sie beim Kaiser, und hol mich der Teufel, wenn ich euch eher zurückkomme, als bis ich's dahin gebracht habe, dass der Sindikus an den lichten Galgen aufgehangen, der ganze Magistrat in einer Reihe auf dem Markte in den Stock geschlagen, und die alte Hure von einer Bürgermeisterin in der Fidel darnebengestellt wird!

Dem Magistrate wurde wirklich bei der Sache bange. Wenn auch der Syndikus gehängt wird, daran liegt nichts, hiess es; aber dass wir, der edelfeste und wohlweise Reichsstadtmagistrat, in einer Reihe im Stocke sitzen sollen, das wäre ein unerhörter Streich, der nicht nur so lange das heilige römische Reich, sondern so lange die Welt steht, sich nicht ereignet hat. Die Frau Bürgermeisterin wurde mehr, als die Rathsherren selbst, kleinlaut. Man suchte indessen unter der Hand mit dem Postmeister zu kapituliren. Nichts! schrie er entgegen. Ich gehe nach Wien, und wenn mir Haus und Hof daraufgehen sollte. Wartet nur, ihr Spitzbuben, der Kaiser wird schon mit euch, statt meiner kapituliren!

Mit den Studenten war er nun völlig ausgesöhnt, und seine Dankbarkeit gieng sogar so weit, dass er ihnen einige Tage darnach in seinem Garten

ein kleines Freudenfest gab, bei dem er ihnen ein paar Schweine braten liess, und Wein und Bier in Fässern vorsetzte. Er war dabei von der aufgeräumtesten Laune. Ihr verfluchten Buben! schrie er, ihr habt euch ritterlich gehalten! Jetzt macht, was ihr wollt; ich hab' keine Kourierpeitsche mehr. Lasst meine Hunde los; steigt mir in den Garten; jagt mir die Pferde in die Schwemme; bringt mir Hühner, Enten, Gänse und Indiane um; zupft, neckt und foppt mich, wie ihr wollt; zündet mir das Haus überm Kopfe an! Euch Himmelsakermmentskerls von Studenten ist alles erlaubt! Aber sauft und fressst; und fressst und sauft doch, bis euch's zum Maul herausrinnt, ihr vermaledeiten Bestien! — Werft dem schurkischen Magistrate die Fenster ein; prügelt die Schergen zu todt; dreht der alten Kanalie von einer Bürgermeisterin den Kragen um;

schindet mir den spitzbübischen Henkersknecht von einem Sindikus lebendig! Aber wartet nur, wenn der sämtliche Magistrat im Stocke sitzt, dann lass ich euch dreissig Kappen mit Eselsohren aus Goldpapier machen, und da müsst ihr mir jedem Rathsherrn eine solche Eselskappe aufsetzen; habt ihr mich verstanden? — Aber dann soll der Spass erst recht angehen! Ich brat' euch einen Ochsen, und lass euch ganze Fässer Wein und Bier rinnen. — Wartet nur, ich will's dem Kaiser erzählen, was ihr für verfluchte Lumpenhunde von braven Kerls seyd; und wenn ich euch nicht ein Privilegium von Wien mitbringe, dass ihr künftig thun könnt, was ihr wollt, und alle Jahre drei Monate länger Vakanz habt, so heisst mich — ei so heisst mich das Allerschlechteste auf Gottes Erdboden — heisst mich einen Rathsherrn von hier! — Aber he! alle Kreuz-

himmeltausendsakerment! so sauft und frisst, und frisst und sauft doch! So schrie und soff er fort, bis er unter dem Tische lag. Der endliche Spass vom Feste war, dass die Studenten ihren Bestgeber auf eine Misttrage legten, zur Gartenthüre rückwärts hinaustrugen, durch ein paar Gassen einen förmlichen Leichenzug mit ihm hielten, dabei aus hundert verstimmten, dissonirenden Bass-Alt-Tenor- und Diskantkehlen ein lautheulendes Miserere und Deprofundis anstimmten, ihn vor dem Posthause niederliessen, mit Bier und Wein besprengten und einsegneten, und am Ende, weil es Tag zu werden anfieng, sich zerstreuten.

Da die entheiligte Stadtpfarrkirche vom Weihbischoffe von *** neuerdings eingeweiht werden sollte, so wartete auf die frohe Stadt eine neue Feierlichkeit. Die Zeremonie gieng vier-

zehn Tage nach dem kläglichen Falle der Entweihung vor sich. Die Kirche wurde prächtig ausgeschmückt, und ein neuer goldreicher Messornat dazu angeschafft, der auf viertausend Thaler zu stehen kam. Man lud den besten Prediger, der sich in Schwaben schon während vielen Jahren, durch die giftigsten Kontroversen den Ruhm der Unsterblichkeit erschrienen hatte, zur Verherrlichung des Festes ein. Er bewies im ersten Theile mit schaudervollen Gründen, dass die greuelvolle Entweihung des Hauses Gottes eine augenscheinliche Strafe für die sündhafte Stadt gewesen sey, und forderte im zweiten Theile die Einwohner zur Busse, zur Kasteiung, zur Bereicherung der Kirchen und Klöster, und andern guten Werken auf, die sie Gott für die unermessliche Gnade der Einweihung seines Hauses, durch welche der ganzen Stadt neues Heil wieder-

fahren sey, als ein dankbares Versöhnungsoffer zu bringen hätten.

Nach vollendeter Einweihungszeremonie wurde die Fahne auf dem Thurme ausgesteckt; und die Monstranz in einer langen Prozession, unter dem Schalle der Pauken und Trompeten und lauten Jubelgesängen, aus der Kapuzinerkirche zurückgebracht. Ein feierliches *Te Deum laudamus* machte den Beschluss. Ringsum ausser den Stadtmauern brüllten aus zwölf ehernen Schlünden freudige Donner gen Himmel. In allen Wirthshäusern und Tanzsälen wüthete Musik. In grosser nächtlicher Beleuchtung sandte die erkenntliche Stadt noch einmal ihren wärmsten innigsten Dank gen Himmel. Dieses merkwürdige Fest wurde acht Tage lang mit den ausgelassensten Lustbarkeiten gefeiert. Der Weihbischof verliess mit seinem Gefolge, mit reichen Geschenken beladen, den anderen Tag

die Stadt, nachdem er vom Balkon des Rathhauses dem in dickem Gedränge versammelten, voll Innbrunst in den Koth hingestreckten, mit gewaltiger Zerknirschung die Brust sich zerschlagenden Volke den Segen ertheilt hatte. Die Stadtguardia paradirte bei seinem Abzuge, und donnerte ihm ihren Dank noch in die Ferne nach.

Diese Ausgaben der Stadt waren freilich über ihre Kräfte; die Kasse wurde bis auf einige Gulden erschöpft; hundert menschenfreundliche Anstalten unterblieben: aber dafür erkaufte sich auch die Stadt das übergrosse unschätzbare Glück, im Besitze einer neugeweihten Kirche zu seyn.

Zwei und dreissigstes Kapitel.

*Hannchens letzte Unterredung mit Herrn
Strehler.*

Hatte Hannchen zuvor eine ziemlich wohlwollende Neigung für Bergern, so entflammte jetzt der Umstand, dass er aus Liebe zu ihr seinen Verstand verloren, dass sie allein die Ursache aller der schrecklichen Folgen gewesen sey, dass sie ihm Leben und Ehre gerettet, dass sie ihn auf diese Art als ihr errungenes Eigenthum ansehen könne, dass der Doktor alle Hoffnung einer gänzlichen Wiederherstellung von sich gebe, diese Neigung zum höchsten Grade leidenschaftlicher Liebe.

Sie dachte jetzt mit bitterer, erröthender Beschämung auf den unanständigen Umgang mit Herrn Strehler zurück. So sehr sie auch in der sonderbaren Art ihrer Verführung Gründe für

ihre Entschuldigung suchte, so konnte sie sich doch vor den kränkendsten Vorwürfen ihres Gewissens nicht ganz retten. Sie fasste mit männlicher Festigkeit den Entschluss, mit diesem gefährlichen Manne vollkommen zu brechen, und nun ganz einer edlen Wiederkehr der Tugend und den seligen Empfindungen einer reinen tadellosen Liebe zu leben.

Einige Tage darauf war Hannchen an einem schönen Sommerabend im Garten, sass unter einem schattichten Apfelbaume, und verlor sich über dem Zustande ihrer Seele, in tiefe Schwermuth. Herr Strehler überraschte sie. Sie nützte den willkommenen Augenblick, ihm ihren Entschluss ohne Schminke bekannt zu machen. Er eilte auf sie zu, nahm sie bei der Hand, und sagte: Wir sind allein, liebstes Mädchen. Wär es nicht Schade um den schönen Abend, wenn wir ihn ungenossen vorüber gehen liessen?

Hannchen. Herr Strehler! Auf dem Fusse, auf dem wir bisher gelebt haben, können und dürfen wir nicht mehr leben.

Strehler. Warum?

Hannchen. Weil es gegen Pflicht, gegen Anständigkeit und Tugend ist.

Strehler. Kindisches Mädchen!

Hannchen. Nicht so kindisch, als Sie vielleicht glauben! O Herr Strehler! Herz und Gewissen machen mir die grausamsten Vorwürfe!

Strehler. Hannchen, hast Du Deinen Spass mit mir, oder bist Du von Sinnen?

Hannchen. Ich war es! — Sie sind ein Mann von Verstand und Gelehrsamkeit; Sie stehen hier im Rufe eines untadelhaften Wandels; Sie sind als Lehrer des Volkes, als Priester des Herrn uns dargestellt —

Strehler. Was folgerst du daraus?

Hannchen. Ich, als das verführte Mädchen, mache mir so viele Vorwürfe; und Sie, als Verführer, als Verführer unter der blendenden Maske der Tugend, als Verführer im ehrwürdigen Priesterrocke, als Verführer eines achtzehnjährigen unschuldigen Mädchens — sollten sich keine Vorwürfe machen?

Strehler. Und das sagst du wirklich im Ernste?

Hannchen. Wer scheinen Sie, Herr Strehler, und wer sind Sie, wenn Sie sich hier keine Vorwürfe machen?

Strehler. Du bestehst also wirklich darauf, mir den herrlichen Abend verderben zu wollen? — Gut, wir setzen diese Unterredung fort.

Hannchen. Ja, wir setzen sie fort! Aber sie wird, sie muss die letzte seyn, die wir durchzuführen haben!

Strehler. Ich habe Dich also verführt, Hannchen? — Ich wollte Dich

zu einem Mädchen edlerer Art erheben; wenn Du das Verführung nennst —

Hannchen. Sie haben sich viele Mühe mit mir gegeben, Herr Strehler! — Aber fühlen Sie sich ans Herz —

Strehler. Und was hab' ich da zu fühlen?

Hannchen. Ich habe den ganzen Mann, wie er vor mir sitzt, von innen und aussen kennen gelernt. Wären gewisse Absichten nicht gewesen, Sie hätten sich keine Mühe mit mir gegeben! Für eine Mühe, für die man sich so reichlich bezahlt macht, ist man keinen Dank schuldig!

Strehler. Wirklich eine Schülerin von sehr dankbaren Gesinnungen! Ohne mich wärest Du ein Mädchen von gemeiner Denkungsart geblieben —

Hannchen. Was Sie hier gemeine Denkungsart nennen wollen, weiss ich nicht. Ich war immer ein Mädchen von ganz guter Denkungsart.

Haben Sie was Besseres aus mir gemacht? Oder vielmehr, ein um wie viel besseres Mädchen wär' ich nicht jetzt, wenn mich Ihre unzeitige Dienstfertigkeit bei meiner vorigen Denkungsart gelassen hätte?

Strehler. Du hast wenige von meinen Grundsätzen gefasst; du scheinst sie sogar alle missverstanden zu haben; aus diesem Grunde hab' ich freilich wenig Anspruch auf deinen Dank.

Hannchen. Ich halte Ihre Grundsätze bereits für das, was sie sind. Leider war ich lange verblendet genug, sie für etwas zu halten, was sie nicht sind. — Was haben sich meine Eltern an Ihnen für einen gefährlichen Mann ins Haus gezogen! — O mein guter, redlichdenkender Vater! meine gute, zärtliche Mutter! Ach wenn ihr wüsstet —

Strehler. Einen gefährlichen Mann! Wahrhaftig, Hannchen, —

Hannchen. Fällt Ihnen das Wort auf?

Strehler. Allerdings!

Hannchen. Nun so haben Sie es auch verstanden. Ja, Herr Strehler, das sind Sie! Unter dem Scheine, den Verstand aufzuklären, wissen Sie ihn vollends zu nehmen. Verstand und Tugend sind ja die einzigen Waffen eines unschuldigen Mädchens gegen die List der Verführung. Womit will es sonst gegen den Mann streiten, der mit der Kunst, in Begriffen zu täuschen, die Phantasie mit schwärmerischen Bildern zu erhitzen, die Sinnlichkeit in Aufruhr zu bringen, in einem so hohen Grade bekannt ist, wenn es diese Waffen einmal verloren hat? Ihnen, Herr Strehler, wird so leicht kein argloses Mädchen, kein gutes, tugendhaftes Weib entgehen, wenn Sie gegen sie, wie gegen mich, eben so gefährliche Schlingen der Verführung auswerfen.

Strehler. Sollte das vielleicht gar ein Kompliment —

Hannchen. Wie kann es einem Manne nur einfallen, das für Kompliment halten zu wollen, wenn man ihm ins Auge sagt, dass er da, wo es darauf ankömmt, die weibliche Tugend zu Grunde zu richten, sehr ausgezeichnete Talente besitze?

Strehler. Du siehst mich mit einem Auge an, Hannchen, mit dem ich von einem Mädchen, das ich so ganz über alle Grenzen menschlicher Zärtlichkeit liebe, angesehen zu werden, nimmermehr vermuthet hätte.

Hannchen. Und mit dem man Sie freilich erst dann ansehen kann, wenn man Sie einmal ganz kennen gelernt hat. Es ist heute das letztemal dass wir uns sprechen, Herr Strehler! und demungeachtet hab' ich Ihnen noch sehr viel zu sagen!

Strehler. Wenn der Inhalt dieses noch sehr Vielen von gleicher Gehässigkeit ist, so bitt' ich Dich, meiner zu schonen.

Hannchen. Ihrer zu schonen, Ihrer, der Sie nicht eines Mädchens zu schonen wussten, das doch so sehr aller Schonung bedarf — das Sie um ihre Religion gebracht haben!

Strehler. Um sie dafür mit reineren, edleren Grundsätzen bekannt zu machen.

Hannchen. Nein, das haben Sie nicht, Herr Strehler! Mein Herz sagt es mir; und dieses Herz ist noch mancher guten Empfindung fähig. Sagen Sie von Ihren Grundsätzen, was und wie viel Sie wollen. Was Religion mir ist, das können Sie mir nicht ersetzen.

Strehler. Hier wird wieder schwerlich die Schuld an den Grundsätzen liegen.

Hannchen. In einer Gesellschaft, wo Alles mit verdachtlosem Herzen an seiner Religion hängt, keine Religion haben; — Nein! was auch Ihre Grundsätze sagen mögen, das kann nicht gut seyn. Wenn ich mitten unter der Schaar der Gläubigen stehe, und allein nicht glaube; wenn Alles um mich mit warmer, inniger und andachtsvoller Erhebung der Seele den Zeremonien der Religion beiwohnt, und ich allein kalt gegen Alles bin, ich allein unter Tausenden die Heuchlerin spielen muss — ich erschrecke vor der ungeheuren Kluft, die mich von meinen Brüdern trennt, und mir ist, als ob mich ein schwarzes, feindseliges Verhängnis ausgestossen habe, aus der Anzahl der Berufenen! — Nein, ich kehre wieder zurück zu der Religion meiner Väter! — Und ach! wenn ich nicht mehr ganz mit der ruhigen, zweifellosen Anhänglichkeit zu ihr zu-

rückkehren kann, als ich sollte —
wessen Schuld ist es, Herr Strehler?

Strehler. Es ist grausam, Jemanden zu verdammen, ohne ihn gehört zu haben.

Hannchen. Es ist gefährlich, Sie zu hören.

Strehler. Nein, höre mich, Hannchen! Wenn ich Dich nun verlieren soll, wie ich Dich immer einmal verlieren muss, so erschwere mir wenigstens den Verlust nicht dadurch, Dich auf eine mir so nachtheilige Art verloren zu haben. Ich will alle Schuld auf mir allein liegen lassen; aber gönne mir doch auch den Trost, in Deinen Augen nicht schuldiger zu scheinen, als ich es wirklich bin. — Der Anfang unseres Umganges war sehr unschuldig.

Hannchen. O ich dachte mit ruhiger Seele an ihn zurück, hätten wir ihn auch eben so unschuldig fortgesetzt.

Strehler. Ich habe ein vortrefliches Mädchen an Dir gefunden. Ich besitze die Schwäche, schönen Seelen meine wenigen Kenntnisse gerne mitzutheilen. Das Vergnügen, in Dir eine grosse Empfänglichkeit für sie wahrzunehmen, war für mich um so unaussprechlicher, als ich Dich, das einzige Mädchen Deiner Art fand. — Deine Wissbegierde artete zuweilen in eine kleine Unruhe aus, die zu liebenswürdig war, als dass ihr die Zärtlichkeit des Lehrers hätte Widerstand leisten können. Du stahlst so zu sagen meinem Herzen, auch wider Willen, seine geheimsten Grundsätze ab.

Hannchen. Herr Strehler, welche Wendung nehmen Sie?

Strehler. Lass Dein Herz läugnen, wenn es kann! Hab' ich nicht Anfangs immer in Sachen religiöser Bedenklichkeiten mit der bescheidensten Zurückhaltung gesprochen? —

Wurde das empfindliche Mädchen nicht durch die mindeste Zurückhaltung beleidigt? — Kannst Du strenge und hartherzig genug seyn, an mir, an Deinem Freunde tadeln zu wollen, dass es ihm schmerzlich wurde, das liebe, sanfte, gelehrige, offenherzige Geschöpf zu beleidigen?

Hannchen. O Herr Strehler! — Und doch hör' ich Sie an? —

Strehler. Weil Du sonst eine Ungerechtigkeit mehr an mir begehen würdest. Aber weiter! Unsere Freundschaft gewann mit jedem Tage an gegenseitigem Zutrauen. Ich hatte hier in dieser einfältigen, bigotten, im Schlamme der lächerlichsten, unheilbarsten Vorurtheile und Irrthümer tief versunkenen Stadt nicht einen Freund, an den ich mich anschliessen konnte.

Hannchen. Herr Strehler —

Strehler. O was ist das dem denkenden, von der Gesinnung des gemei-

nen Haufens sich unterscheidenden Mannen, von einer liebevollen weiblichen Seele verstanden zu werden, sich dem offenen theilnehmenden Herzen einer fühlenden Freundin ergiessen zu können! Wem hab' ich sonst meine Art zu denken eröffnet, als Dir? Und warum hab' ich sie Dir eröffnet? — Verdamme mich nun, grausames Mädchen, wenn Du kannst! —

Hannchen. Soll ich Sie etwa noch gar um Verzeihung bitten?

Strehler. Wir giengen freilich in unserm Umgange zu weit, wenn wir die Verhältnisse, in denen wir mit Andern leben, betrachten wollen. Aber bloss die Verhältnisse, in denen wir mit einander waren, genommen — Hannchen, die Hand auf Dein empfindsames Herz! — giengen wir auch da zu weit? — Leider! dass sich der Mensch nicht immer als Mensch betrachten darf! — Du machst mir den Vor-

wurf, dass ich Priester bin, da Du mich deshalb vielmehr bedauern solltest!

Hannchen. Sogar noch bedauern?

Strehler. Der Mensch, der seine Freiheit, und mit ihr alle edleren Rechte der Menschheit verloren hat, auf die seligsten Freuden Verzicht thun soll, alles um sich im glücklichsten Genusse fröhlich sieht, und er allein nicht geniessen darf — Du, mit Deinem vortrefflichen Herzen, Hannchen, solltest einen solchen Menschen nicht bedauern? — Ohne dieses traurige Verhältniß — was wäre in unserem Umgange verdammungswürdig gewesen? Die Uebereinstimmung unserer Denkungsart, die heisse Sympathie unserer Herzen, hätten sie uns nicht die dauerhafteste Liebe versprochen, wären wir durch sie nicht das glücklichste, beneidenswertheste Paar geworden?

Hannchen. Es möchte seyn, dass Sie ausser dem Priesterrocke ein anderer Mann gewesen wären.

Strehler. Der grösste Vorwurf, der mich treffen könnte, und zum Theile auch wirklich trifft, wäre, dass ich Dich um Deine Religion gebracht habe.

Hannchen. Gewiss, Herr Strehler, gewiss fühlen Sie jetzt das Gewicht dieses Vorwurfes selbst.

Strehler. Vergiss nicht, Hannchen, was ich Dir einmal schon gesagt habe, wie sehr Du mir mit den zudringlichsten Zärtlichkeiten die geheimsten Grundsätze meines Herzens abgeloct hast. Ich hätte sie mir nicht ablocken lassen sollen, sagst Du?

Hannchen. Einem Manne darf das ein Mädchen sagen.

Strehler. Aber auf diese Art ist wenigstens die Beschuldigung von mir abgewälzt, dass ich Dir meine Grund-

sätze, wenn es auch gefährliche Grundsätze wären, aufgedrungen habe.

Hannchen. Harter Mann, soll ich hier wieder die Gefangene seyn?

Strehler. Der Vorwurf kann am Ende nur Dich selbst treffen. Du hast meine Grundsätze nur misverstanden. Ja, liebes Hannchen, mit jeder guten Sache geschehen Millionen Misverständnisse. Wem fallen sie zur Last? — Doch wohl nicht der guten Sache selbst?

Hannchen. Sie wollen also auch noch die gute Sache für sich haben?

Strehler. Es wäre lächerlich, mein liebes Hannchen, wenn ein Grundsatz, der aus der erhabenen Absicht der Schöpfung, aus der Natur und dem Endzweck der Dinge, aus dem menschlichen Freiheitsgeföhle, aus den Vollkommenheiten und der Grösse der Gottheit, in so weit wir sie uns denken können, für seine Aechtheit so viele

mächtige Beweise hat, welcher von jeher der Grundsatz grosser, freier, nach geläuterter Wahrheit forschender Männer gewesen ist, schon darum zum bösen Grundsatz würde, weil ihn ein einzelnes Mädchen misverstanden, oder die schwärmerische Grille hat, ihn misverstehen zu wollen!

Hannchen. Ich glaubte, Sie wollten sich nur entschuldigen! Aber Sie unterfangen sich sogar, sich zu rechtfertigen!

Strehler. Nicht wahr, Hannchen, es ist eine Art kränkender Demüthigung für Dich, einzusehen, wie Du aus einem ungereimten Satze noch weit ungereimtere Folgen gezogen hast? — Ja, liebes Hannchen, kehre wieder zurück zur Religion Deiner Väter! Macht dieser Schritt gleich Deinem Verstande nicht viel Ehre, so giebt er doch der Vortrefflichkeit Deines Herzens einen neuen Vorzug.

Hannchen. Ja, das will ich, Herr Strehler!

Strehler. Aber, Hannchen, Du hast mir mehr als einmal eingestanden, dass Deine Religion unter Menschenhänden zur Niedrigkeit der lächerlichsten, possenartigsten Verunstaltung herabgesunken ist. Wenn Du nun die Wahrheit von den Schlacken zu scheiden im Stande bist, mit geläuterten Begriffen zur Religion Deiner Väter zurückkehrst, über manche kindische, vorurtheilvolle Aengstlichkeit frömmelnder Seelen mit heiterer Gemüthsruhe wegsiehst, und nun mit einer edleren, erhabneren Innigkeit an den Gesetzen Deines Glaubens hängst, o so vergiss, wenn Du mich, undankbares Mädchen, auch sonst vergessen könntest, so vergiss doch wenigstens nicht, dass dies das Werk Deines nun so verkannten, weggestossenen Freundes ist!

Hannchen brach hier in einen Strom von Thränen aus.

Dass Du mit mir brechen willst, fuhr Herr Strehler fort, ist freilich etwas zur Unzeit. Allein, wenn ich den Verlust, den mein Herz dabei leidet, einen Augenblick auf die Seite setzen will, so kann ich Deinen Entschluss nicht ganz misbilligen. Wir trennen uns, liebes Hannchen!

Hannchen. Gott weiss, mein Herz blutet! Aber wir müssen, lieber Herr Strehler, wir müssen! — Kommen Sie in unser Haus, wenn Sie wollen; so oft Sie wollen! Aber kommen Sie als ein redlicher Freund! Ein redlicher Freund kommt immer nur aus redlicher Absicht, und vermeidet sorgfältig jede Gelegenheit, die ihn in einer einsamen Stunde für ein schwaches Mädchen gefährlich machen könnte.

Strehler. Hier hast Du mein Wort, Hannchen! — Fühlst Du, was das für ein Wort ist? Aber ich bin Mann; ich werd' es halten! — O Hannchen,

Dein Freund wird mit dankbarer Schwermuth an die seligen Stunden zurückdenken, da es ihm vergönnt war, in Deinen Armen, an Deinem Busen etwas mehr als bloss Dein Freund zu seyn. — Dieser Kuss, Hannchen, war nur der Kuss eines Freundes!

Hannchen. Schonen Sie des armen Mädchens!

Strehler. Aber dieser warme, wolüstige, seelendurchglühende Kuss ist der Kuss eines Mannes, der mit empörten Gefühlen, mit endlos leidendem Herzen sich vom Mädchen seiner Liebe losreißen muss!

Hannchen — *schwer seufzend.* — Ach Herr Strehler!

Strehler. O Hannchen, welche herrliche Nacht! Millionen Sterne funkeln in bescheidenem Schimmer über uns; ein sanftes Lüftchen säuselt harmonisch durch die Blätter der Bäume; das liebliche Dunkel breitet wohl-

thätig seinen Mantel über uns ; der freundliche Hügel bietet uns den sammt-
nen Klee zum weichen Lager dar. O
nur einmal noch !

Hannchen. Gott, Herr Strehler !

Strehler. Zum letztenmal !

Hannchen. Ach schonen Sie des
armen Mädchens !

Strehler. O denk' die schmerz-
hafte Seligkeit ganz aus, die in dem
Worte liegt: Zum Letztenmal !

Er umschlang sie mit wüthender
Heftigkeit. Strehler ! rief sie in einem
ängstlichen Tone, und sträubte sich
mit den Armen. Er sank mit ihr auf
den Hügel. Das schwache Mädchen
unterlag, und fühlte sich im taumeln-
den Uebermaas der Wonne seliger,
als jemals. —

Drei und dreissigstes Kapitel.

Hans Reiters Gründe gegen Hannchens Liebe zu Bergern. Er wärmt das Projekt, Hannchen zum Herrn Vetter zu schicken, mit besserem Erfolg auf.

Hannchen liess Herrn Strehler, beschämt und ganz in der Stille, zur Gartenthüre hinaus, und that, um dem so schnell gebrochenen Vorsatze ein stärkeres Gewicht zu geben, einen hohen, theuren Schwur zum Himmel, den höchstgefährlichen Mann, unter was für Umständen es auch immer seyn sollte, nie wieder allein zu sehen.

So sehr sich's auch mit Bergers Gesundheitsumständen mit jedem Tage zu bessern schien, so, dass er schon ganze Stunden bei völligem Bewusstseyn war, und die Zurückfälle immer schwächer wurden, so verbot doch Hans Reiter seiner Tochter mit ernsthafter Strenge, ihm einen Besuch zu machen.

Er war fest entschlossen, diese Verbindung ganz zu trennen, und wenn man hier seiner bürgerlichen, nicht immer ganz vorurtheillosen Delikatesse diess und jenes nachsehen will, so hatte er auch seine guten Gründe dazu.

Hans Reiter konnte den alten Postmeister nicht leiden; er sah tausend Mishandlungen voraus, denen seine Tochter unter einem solchen Schwiegervater ausgesetzt seyn würde.

Berger hat nun einmal seinen Verstand verloren. Bekommt er ihn wieder, so ist ihm Glück dazu zu wünschen. Aber wer steht dafür, dass er ihn nicht noch einmal, nicht noch sehr oft verlieren werde, ohne ihn vielleicht jemals wieder zu bekommen?

Und wer weiss am Ende nicht, ob dieser Fehler nicht gar in seinem Blute liegt, und selbst auf seine Kinder, wenn er anders noch Kinder erzeugte, verpflanzt würde? Wahrscheinlich

wäre es doch immer, dass Hannchen mit einem solchen Manne kein ganz glückliches, vollkommen zufriedenes Weib werden würde. Und Hans Reiter liebte sein Hannchen mit einer zu väterlichen Zärtlichkeit, als dass er nicht Alles, nicht am Ende sich selbst darum geben würde, um Hannchen zum glücklichsten Geschöpfe unter der Sonne zu machen.

Hannchen erkundigte sich indessen heimlich mit vieler Sorgfalt nach Bergers Gesundheitsumständen, schickte ihm tausend warme Grüße, tausend tröstliche Versicherungen. So vorsichtig sie auch vor ihrem Vater ihre Leidenschaft zu verbergen suchte, so wenig blieb sie diesmal seinem beobachtenden Auge verborgen. Die Mutter erhielt den Auftrag, Hannchen auszuforschen. Unter einem Strom von Thränen eröffnete sie ihr tiefstes Geheimnis dem mütterlichen Herzen. Der Rap-

port, den Hans Reiter darüber bekam, war ziemlich getreu und umständlich. Gut, dachte er sich, dafür wird auch noch Rath seyn! — Und dafür muss noch Rath werden! war ein Entschluss, den er noch im nämlichen Augenblicke fasste.

Den Tag darauf wärmte er das alte Projekt, Hannchen zum Herrn Vetter in die Hauptstadt zu schicken, und weil indessen die Umstände um vieles sich geändert hatten, diesmal nicht ohne erwünschten Erfolg, bei seiner Anne wieder auf. Nur auf ein Jahr, liebe Anne, sagte Hans Reiter, meinetwegen auch nur auf ein halbes Jahr; bis dahin kann sich wieder manches zum Guten ändern, wie sich bereits zum Erstaunen viel zum Bösen geändert hat. Ich bin's zufrieden, erwiederte Anne, weil's schon einmal nicht anders ist! Aber wenn uns das Mädchen

nur geht? „Dafür lass Du Deinen Hans sorgen!“

Und wer war mit dem Antrage zufriedener, als Hannchen?

Vier und dreissigstes Kapitel.

*Progressen des Herrn Stadtkapellans mit
einer Rosshändlerin.*

Weh dem Manne, über dessen Geist und Sinne einmal das Laster der Wollust die Oberherrschaft gewonnen hat. Die ganze Welt bekommt bei ihm eine laszive Beziehung; seine Ideen sind voll von Bildern der unbändigsten Schamlosigkeit; sein Nervensystem wird zur niedrigsten Weichlichkeit herabgestimmt; mitten in seinen Geschäften, im freundschaftlichen Gespräche, in den ernsthaftesten Betrachtungen überrascht ihn das Laster, und reißt den Faden seiner Verrichtung ab; umtaumelt von

Gegenständen schändlicher Sinnlichkeit, schläft er ein mit ihnen, träumt sie, und erwacht mit ihnen; er sieht kein reizendes Weib, kein jungfräuliches Mädchen, ohne von wilder heisser Begierde nach ihrem Genusse hingerissen zu werden, ohne sie nicht wenigstens in Gedanken zu entehren, zu schänden!

Es fehlt wenig, dass Herr Strehler nicht dieser Mann sey. Aber nun hat auch ihm seine unglückliche Stunde geschlagen.

Ein hübsches, rundes Weibchen von ungemeiner Weisse und Feinheit des Fleisches, sonst aber etwas einfältig und gut, hatte vor ungefähr einem Jahre einen wohlhabenden Rosshändler geheurathet. Der Mann war ein hässlicher, ungestüm polternder Grobian, der das arme Weibchen bis auf's Blut quälte, sie mehr als einmal mit einer derben Tracht Schläge mishandelt hatte, und durch schmutzigen Geiz

und eine dumme grobe Eifersüchtelei ihr nun völlig unerträglich geworden war.

Ungefähr acht Tage nach dem Bruche mit Hannchen kam Frau Rieme-
rin an einem Festtage zu Herrn Streh-
ler in den Beichtstuhl. Nach einigen
Geringfügigkeiten, die sie gebeichtet
hatte, kam sie auf einen Punkt, des-
sen Geständnis ihr Schwierigkeiten zu
kosten schien.

Liebes Kind! sagte Herr Strehler,
dieser unerreichbare Meister im Solli-
zitiren, in einem sanften, Muth und
Zutrauen einflössenden Tone, gestehen
Sie es frei, ohne alle Zurückhaltung,
was Ihnen auf dem Herzen liegt. Se-
hen Sie in mir nicht einen strengen,
menschenfeindlichen Priester, der Sie
über eine menschliche Schwachheit ver-
dammen wird, sondern einen redlichen
Freund, der mit seinem Rathe, seinem
Troste, seinen Heilungsmitteln Ihnen
alle Hülfe zu leisten bereit ist.

Fr. Riemerin. Ach! lieber hochwürdiger Herr, ich bin verheurathet, und kann meinen Mann nicht lieben haben.

Strehler. Da sind Sie sehr zu bedauern, meine unglückliche Freundin! Aber warum können Sie ihn nicht lieben?

Fr. Riemerin. Wenn er nur hässlich wäre, je nun, ich wollte gewiss mein Möglichstes thun, um ihm gut zu seyn; aber nebst seiner Hässlichkeit ist er ein brutaler, grober Mann, der mich oft unbedeutender Dinge wegen hart schlägt, und mit Füßen stösst.

Strehler. Armes Weibchen! ich nehme herzlichen Antheil an Ihrem Schicksale. Halten Sie es für Sünde, dass Sie Ihren Mann nicht lieben können?

Fr. Riemerin. Ach! ich hab es ja am Altare bei unserer Verbindung hoch und theuer beschwören müssen,

dass ich ihn lieben wolle. Aber der liebe Gott wird mir ja doch etwas nicht zur Sünde rechnen, was ich nicht zu thun im Stande bin.

Strehler. Wohnt er Ihnen öfter bei?

Fr. Riemerin. Leider nur zu oft! Euer Hochwürden können sich's leicht vorstellen, was ich bei dem wilden hässlichen Manne für Freude haben kann?

Strehler. Sie müssen doch eine Empfindung dabei haben?

Fr. Riemerin. Manchmal such' ich meinen Mann zu vergessen, und stelle mir vor, als ob ich einen jungen braven Menschen, den ich lieb haben könnte, in meinen Armen hätte.

Strehler. Wie ist Ihnen alsdann?

Fr. Riemerin. Dann ist es freilich ganz anders! Aber eben das ist es, was ich für Sünde halte.

Strehler. Haben Sie mit einem Andern Umgang?

Fr. Riemerin. O das wäre unmöglich! Er bewacht mich, wie ein Kettenhund.

Strehler. Aber Sie wünschten doch mit einem Manne, an dem Sie Wohlgefallen haben könnten, Umgang zu haben?

Fr. Riemerin. Wenn es seyn könnte, und es keine Todsünde wäre, so mag ich's freilich nicht läugnen.

Strehler. Können Sie verschwiegen seyn, mein schönes Weibchen?

Fr. Riemerin. Wie eine Maus, Euer Hochwürden!

Strehler. Sie müssen mich aber gut verstehen, mein Engel! Ich gebe Ihnen einen guten Rath, aber nicht als Beichtvater, sondern als Ihr aufrichtiger Freund, dem Ihre traurige Lage sehr nahe zu Herzen geht.

Fr. Riemerin. Ich werde Euer Hochwürden vielen Dank schuldig seyn.

Strehler. Dass Sie einen Menschen, wie Ihr Mann ist, lieben sollen, dazu kann Sie weder Gott, noch die Kirche verbinden.

Fr. Riemerin. Ist das wahr, Euer Hochwürden?

Strehler. Gott ein so gütiger Vater, die Kirche eine so zärtliche, liebevolle Mutter können uns ja unmöglich eine Pflicht auflegen, die gegen unsere ganze Natur streitet.

Fr. Riemerin. O was wälzen mir Euer Hochwürden für einen Stein vom Herzen!

Strehler. Indessen will die Klugheit, dass Sie sich verstellen, als ob Sie ihn wirklich liebten. Sie gewinnen dabei von mehr als einer Seite: vor der ganzen Nachbarschaft gelten Sie als ein tugendhaftes Weib; und von Seiten Ihres Mannes ersparen Sie sich tausend kränkende Verdrüsslichkeiten. Er müsste ein unerhörter Barbar seyn,

wenn er sein artiges Weibchen nach einem schmeichelnden Betragen nicht menschlicher behandeln sollte.

Fr. Riemerin. Euer Hochwürden mögen vollkommen Recht haben.

Strehler. Aber was ich Ihnen weiter sage, darüber müssen Sie mir vorzügliche Verschwiegenheit versprechen.

Fr. Riemerin. Verlassen sich Euer Hochwürden auf mich.

Strehler. Wenn Sie gelegentlich, ohne dass für Sie oder Andere böse Folgen daraus entstehen, mit einem Menschen, der Ihnen gefällt, eine genauere Bekanntschaft machen können, so ist es eben auch keine Sünde.

Fr. Riemerin. Glauben das Euer Hochwürden?

Strehler. Der Mensch ist ja zum Vergnügen gemacht. Was kann denn Böses daran seyn, wenn wir uns mit einem wackern Freunde, dem wir von Herzen gut sind, zuweilen ein klei-

nes Vergnügen erlauben, um uns gegen all den Ekel, Widerwillen und Verdruss, womit wir von der anderen Seite gepeinigt werden, wenigstens in etwas schadlos zu halten?

Fr. Riemerin. Wahrhaftig, so gut und vernünftig hab' ich noch keinen geistlichen Herrn sprechen hören.

Strehler. Wenn Ihnen meine Aufrichtigkeit gefällt, so kommen Sie, so oft Sie wollen, und schütten alle Geheimnisse Ihres Herzens vor Ihrem Freunde aus.

Fr. Riemerin. Wenn's Euer Hochwürden erlauben, so will ich recht oft kommen.

Strehler. Wollen Sie mir morgen auf ein Frühstück das Vergnügen machen?

Fr. Riemerin. Für Morgen muss ich um Vergebung bitten; aber in drei Tagen reist mein Mann nach *** auf den Jahrmarkt, und bleibt einige Tage

aus ; wenn's Euer Hochwürden dann erlauben —

Strehler. Gut, Sie halten also Wort! — Beten Sie zur Busse ein Vater und Ave, und leben Sie wohl. — *Absolve te a peccatis tuis etc.*

Das Weibchen befolgte den Rath des Herrn Stadtkapellans, und spürte gleich die beiden ersten Tage ziemlich gute Wirkung davon. Den dritten reiste ihr Mann auf den Markt. Er hatte die Gewohnheit, einem benachbarten Schuhflicker, einem tückischen auflaurenden Bösewicht von Andächtler, den Auftrag zu geben, sein Weib auf allen Schritten und Tritten zu beobachten, alle Aus- und Eingehenden aufzunotiren, ihr in die Kirche, und wo sie immer sonst hingehen mögte, nachzuschleichen, und ihm bei seiner Zurückkunft pünktlichen Rapport abzustatten. Er bekam einen halben Gulden Taglohn.

Die Abreise des Mannes geschah um sechs Uhr. Um acht Uhr gieng Frau Riemerin, nichts von irgend einer Tücke vermuthend, aus dem Hause, und den geraden Weg zu dem Herrn Stadtkapellan; der Schuhflicker ihr nach.

Aufnotirt!

Der Schuhflicker machte sich in einem Hause gegenüber etwas zu thun, um dem Herrn Stadtkapellan ins Zimmer sehen zu können; allein die Vorhänge waren vorgezogen.

Aufnotirt!

Fr. Riemerin blieb gegen zwei Stunden bei ihm. Er begleitete sie bis an die Thüre, und drückte ihr beim Abschiede freundlichlächelnd die Hand. Frau Riemerin küsste ihm, wie es einem Geistlichen gebührt, mit Ehrfurcht die seinige.

Aufnotirt!

Das Frühstück hatte, wie es meine Leser leicht errathen können, vortrefflich geschmeckt.

Frau Riemerin hatte ausser der Stadt einen Garten, der rückwärts an einen Eichenwald stiess. Der grosse Eingang in denselben war von der Heerstrasse; oberhalb gegen den Wald zu, hatte er nur ein kleines Thürchen, welches immer verschlossen war. Auf den Abend war die Bestellung in den Garten.

Das Protokoll des Schuhflickers lautete weiter: Frau Riemerin blieb den nämlichen Tag bis auf den Abend zu Hause; dann gieng sie vor die Stadt in den Garten zum grossen Thor hinein, und verschloss dasselbe hinter sich. In einer Viertelstunde darauf hörte der Schuhflicker oben das kleine Gartenthürchen knarren. Er hatte ausserhalb einen Umweg zu machen, um dahin zu kommen, und fand es schon wieder verschlossen. Er verbarg sich in einer kleinen Entfernung in einer hohlen Eiche. Ungefähr nach fünf Viertelstunden knarrte das Thürchen wie-

der : der Herr Stadtkapellan schlich sich leise heraus , das Thürchen fällt hinter ihm zu. In wenigen Minuten darauf kam Frau Riemerin zum grossen Thor heraus , und gieng ihren ordentlichen Weg nach Hause.

Den zweiten Tag gieng Frau Riemerin um sieben Uhr in die Messe , die der Herr Stadtkapellan las , und von da wieder nach Hause. Nachmittags sass sie am Fenster. Der Herr Stadtkapellan gieng vorbei. Sie grüssten einander mit sichtbarer Freundlichkeit.

Den dritten Tag gieng Frau Riemerin Abends wieder in den Garten , und sonst war alles , wie den ersten. Allein als sie mit Herrn Strehler kaum eine Viertelstunde im Sommerhause allein war , sah der Schuhflicker Herrn Riemer auf der Heerstrasse schon von Weitem daherreiten. Er eilte auf ihn zu , und kramte sogleich auf der Stelle , sein diesmal ziemlich reichhaltiges

Protokoll aus. Alle Mord und Teufel! rief der Rosshändler. Stille! sagte der Schuhflicker, sie sind eben im Garten. Der Rosshändler ritt noch eine Strecke, ohne ein Wort zu sagen, stieg dann vom Pferde, schleuderte die Stiefel von sich, liess sich vom Schuster Bock stehen, schwang sich über die Gartenmauer, schlich sich mit leisen Schritten ans Sommerhaus, riss schnell die Thüre auf, und fand sein Weib und Herrn Strehler auf dem Ruhebett in einer Situation, in der es überrascht zu werden, wie die Herren Aerzte meynen, der Gesundheit nicht sehr zuträglich seyn soll. Jesus Maria! schrie Frau Riemerin, wollte sich aufraffen, und fiel ohnmächtig zur Erde. Ehe noch Herr Strehler den Augenblick gewinnen konnte, sich in Ordnung zu bringen, stürzte der Rosshändler auf ihn zu, zog ein Messer heraus, und setzte es ihm auf die Brust,

Er stand da, zitternd, blass, ausser aller Fassung. Du Himmelsakermementshurenpfaff! wüthete der Rosshändler, was fang ich mit dir an? — Nein, ich will dich jetzt dem Teufel nicht zuschicken; aber zu Schanden will ich dich machen vor der ganzen Welt! Er nahm seine Peitsche, die er über den Schultern hängen hatte, und band ihm damit die Hände auf den Rücken, und die Füße mit einer Schnur, die er aus der Tasche nahm, fest zusammen, stiess sein Weib unter donnernden Flügen mit dem Fusse auf die Seite, und rannte in den blossen Strümpfen davon. Frau Riemerin kam durch den Stoss zu sich. Ach Gott! ich Unglückliche bin des Todes! rief sie. Fassen Sie sich, sagte Strehler, stehen Sie geschwinde auf, helfen Sie mir, legen Sie sich wieder in Ohnmacht, und stellen Sie sich, wie todt. Er wird Leute bringen. Wir läugnen alles. Wenn

die Leute nicht finden, was er gesagt hat, so zeugt er gegen sich selbst. Seyn Sie nur standhaft! Sie war kaum wieder in ihrer Lage, so kam der Schuster mit einer höhnischen Mine, und hielt bis zur Zurückkunft des Rosshändlers Wache.

Dieser brachte bald darauf den Stadtpfarrer mit sich. Hier sehen also Euer Hochwürden, schrie er, den Bösewicht, den Hurer, den Ehebrecher!

Stadtpfarrer — zu Herrn Strehler. — Mein Herr, Sie machen der ganzen Priesterschaft Schande, und geben der Christenheit ein grosses Aergernis.

Strehler. Mein Hochwürdiger Herr Stadtpfarrer, gut, dass Sie kommen, damit Sie der erwünschte Zeuge meiner Mishandlungen seyn können. Dieser boshafte Grobian muss entweder besoffen, oder von Sinnen seyn. Er behandelt seine unschuldige Frau auf's

Grausamste , und mich auf's Unanständigste!

R i e m e r. Was der Hurenpfaff, der Eheschänder —

Stadtpfarrer — *mit dem spanischen Rohre drohend.* — Stille , sag ich. Weiter, Herr Kaplan!

Strehler. Kommt doch nur wenigstens der Unglücklichen zu Hülfe!

R i e m e r. Lasst die Hure krepiren!

Stadtpfarrer. So kommt ihr zu Hülfe! — Sie giebt kein Zeichen von sich. He, Schuster, bringt Wasser!

Fr. R i e m e r i n — *als ihr der Stadtpfarrer eine ziemliche Dosis Wasser ins Gesicht gegossen.* — Wo bin ich?

R i e m e r. Hure, Kanaille, Ehebrecherin!

Fr. R i e m e r i n. Gott im Himmel, was ist das?

Stadtpfarrer. Stille! sag ich noch einmal! — Weiter, Herr Kaplan.

Strehler. Ich habe eben der Frau Riemerin , als ich an ihrem Garten vorbeigieng , einen Besuch gemacht.

Riemer. Hund von einem Pfaffen !
ich will dir —

Strehler. Sie hatte die Freundschaft , mich ins Gartenhaus zu führen. Wir sprechen in aller Zucht und Ehre miteinander —

Riemer. Ei dass du krepirst!

Strehler. Auf einmal stürmt dieser wüthende Mensch herein , reißt seine Frau nieder , stösst mit Füßen nach ihr , bindet mir Hände und Füße , und läuft rasend wieder davon.

Riemer. Aber so sehen Sie doch nur , Herr Stadtpfarrer , wenn Sie nicht glauben wollen ! — Ei du Himmelsakerment ! wer hat dich zugeknöpft ?

Strehler. Sie überzeugen sich nun selbst , dass er besoffen ist.

Riemer. Schuster , dass dich das Donnerwetter erschlage —

Schuster. Ich habe ihn gelassen, wie ich ihn gefunden habe.

Riemer. Ei so soll euch alle — Stadtpfarrer — zu Riemer. — Ihr seyd ein Verläumder! — zum Schuster — Bindet den Herrn Stadtkaplan los. — zu Riemer — Wisst ihr, dass ihr im grossen Banne seyd? Ihr habt euch an einem Gottgeweihten Priester vergriffen.

Riemer. Ei dass die Gottgeweihte Bestie —

Stadtpfarrer. Lassen wir einmal die Frau Riemerin reden. Wie ist die Sache?

Fr. Riemerin. Haarklein so, wie es der Herr Stadtkaplan selbst gesagt hat. Wir sassen beieinander in aller Zucht und Ehre. Lieber Gott, das ist ja nichts Unrechtes!

Riemer. Ei du Nattergesicht! Hab' ich nicht Beide im schändlichsten Ehebruche angetroffen, den Pfaffen da nicht

halb ausgezogen gebunden zurückgelassen, so soll mich auf der Stelle der Erdboden verschlingen, so sollen mich alle Teufel der Hölle auf einmal in lauter kleine Stäubchen zerreißen, so soll an meiner armen Seele das Blut Christi auf immer und ewig verloren seyn! —

Stadtppfarrer. Flucht nicht so, ihr böser Mann! Wisst ihr nicht, dass Fluchen Sünde ist? — Wovon habt ihr denn also miteinander gesprochen?

Fr. Riemerin. Lieber Gott, von geistlichen Sachen!

Riemer. O du geistliche Kanaille!

Fr. Riemerin. Dasehen doch Euer Hochwürden selbst, was das für ein böser abscheulicher Mann ist!

Strehler. Sie hat sich auch deshalb bei mir beklagt, dass er sie öfters ohne alle Ursache schlägt und stösst.

Riemer. Hätt' ich diesen Schandfleck lieber gar zu todt geschlagen!

Stadtpfarrer. Halt's Maul, ihr abscheulicher Grobian!

Strehler. Ich gab ihr dann den christlichen Rath, ihm freundlich zu begegnen, seinen Gesinnungen in allem zuvorzukommen, sich seinem Willen mit Gelassenheit und Duldung zu unterwerfen, vielleicht geläng' ihr es dadurch, ihn nach und nach auf eine menschlichere Denkungsart zurückzuführen.

Stadtpfarrer. Ist das wahr?

Fr. Riemer. Kein Mensch hat mir noch so schön und vernünftig zugesprochen, als der Herr Stadtkaplan.

Riemer. Wart' nur, ich werd' euch zusprechen!

Stadtpfarrer. Ihr seyd ein böser, verläumderischer, verstockter Mann! Ich werd' euch *mores* lehren!

Riemer. Du verfluchtes Pfaffengesindel! ich will dich *mores* lehren, ich will dir zeigen — So gieng er rasend

fort, und schrie noch einigemal zurück: Du verfluchtes Pfaffengesindel! — Der Schuhflicker schlich sich furchtsam und tückisch hinter ihm drein.

Der Stadtpfarrer wiess Frau Riemerin zu einem ihrer Anverwandten bis zu Ausgang der Sache. Er und Herr Strehler giengen nach Hause. So glücklich auch der verzweifelte Fall noch für den Letzten ablief, so war doch diese Nacht eben keine von seinen ruhigsten Nächten.

Riemer gieng mit seinem Achates, dem Schuhflicker, von einer Schenke zu der andern, erzählte überall den Gästen, und wo keine waren, dem Wirth und der Kellerin den lustigen Handel, und soff im Unmuthe bis in die späte Mitternacht.

Den anderen Tag war dieser Vorfall der belustigende Gegenstand des Gespräches, des Gelächters, der Kritik, der ganzen Stadt. Riemer und Streh-

ler, jeder hatte seinen Anhang. Die schönere Hälfte, unterstützt von einer ziemlichen Anzahl gutmüthiger Hahnreihe, war auf der Seite des Letztern.

Hans Reiter war zwar durch diese seltsame Stadtneuigkeit ausserordentlich betroffen, schlug sich aber weder zur Parthei der einen noch der andern; er konnte sich indessen unmöglich bereuen, einem so wackern, sittlichen, beispieldvollen Manne, als Herr Strehler in seinen Augen war, einen solchen Fehltritt zutrauen zu wollen. Er fand, alle Umstände zusammengenommen, viele Wahrscheinlichkeit darin, dass der Rosshändler besoffen vom Jahrmarkte zurückgekommen sey.

Niemand hätte hier dem guten Hans Reiter gründlicheren Aufschluss geben können, als Hannchen! Aber Hannchen fand es noch nie so zuträglich, ihren Vater bei seiner irrigen Meinung zu lassen, als jetzt. —

Fünf und dreissigstes Kapitel.

*Der Rosshändler macht seinen Prozess
beim Konsistorium in *** anhängig.*

*Schlimme Aspekten für den Herrn Stadtkaplan.
Endliche Entscheidung.*

Folgen.

Riemer reiste mit dem Schuhflicker gleich den andern Tag nach ***, um beim Konsistorium einen förmlichen Prozess gegen den Stadtkaplan anhängig zu machen. Da die bischöflichen Konsistorien ihre Prozesse gewöhnlich mit der Exekution anfangen, so wurde Herr Strehler in wenigen Tagen darauf vom bischöflichen Kursor abgeholt, nach *** gebracht, und in die Kuh — so nennt man das dortige Gefängnis der Weltpriester — gesperrt.

Da Riemer, sobald er zu etwas kälterem Blute kam, wohl einsah, dass sich's bei einem Konsistorium gegen

ein schönes Weib und gegen einen Pfaffen durch Pfaffen schwer durchsetzen lässt; so nahm er, weil nun einmal seine Rache kein Ziel kannte, zu Mitteln seine Zuflucht, die für einen Geizhals etwas ausserordentlich waren. Er bestach das Hochwürdigste Konsistorium und die Wirthschafterinnen und Maitressen des Hochwürdigsten Konsistoriums durch die Bank. Der Generalvikar bekam einen schönen Reitschimmel, und seine Maitresse eine goldene Uhr; dieser Domherr einen prächtigen Kugelstutzen; jener geistliche Rath eine Rolle Dukaten; und diese Wirthschafterin dieses, und jene Maitresse jenes. Die Kanzlei wurde durchaus mit blanken Thalern beschenkt. Daher kam es denn, dass die Aspekten für Herrn Strehler mit jedem Tage trüber wurden.

Durch Juramente kann man bei diesem Konsistorium alles beweisen, was

nur einigermaßen beweisbar ist. Riemer und der Schuhflicker legten wohl zehn Juramente ab.

Frau Riemerin wurde zitiert. Das arme Weibchen war der Sache ein wenig unkundig; läugnete zwar anfangs, wurde aber nach und nach, von einem geistlichen Rathe so sehr in die Enge getrieben, dass sie schon so viel als alles eingestanden hatte.

Nur Herr Strehler hätte den Herren etwas bange gemacht, wenn nicht bereits schon so viele Juramente gegen ihn bewiesen hätten.

Indessen hatte er die Zeit seiner Gefangenschaft vortrefflich genützt. Der Bischof war gerade dazumal mit einigen benachbarten weltlichen Fürsten in Händel, seine geistliche Jurisdiktion betreffend, verwickelt. Herr Strehler schrieb nun eine Abhandlung gegen das *Placitum principum*. Er sammelte aus der Vernunft, den Vätern, den Kano-

nen, den Konzilien, der Schrift, alle möglichen Gründe, gab ihnen den Schein von Wahrheit und Gewicht, kleidete das Ganze in eine schöne, fließende, kraftvolle Sprache ein, und fand Gelegenheit, dem Bischof selbst das Manuskript in die Hände zu spielen. Der Bischof war entzückt darüber, theilte dem Domkapitel die Schrift mit, interessirte sich von dieser Stunde an, mit offener Partheilichkeit für Herrn Strehlers Sache, und ertheilte dem Konsistorium den Befehl, binnen acht Tagen längstens den Prozess, und zwar auf eine Art zu entscheiden, die der Ehrwürdigkeit des zu unseren Zeiten ohnehin zu sehr von allen Seiten angefochtenen geistlichen Standes durchaus nicht nachtheilig seyn könnte. Es wäre Sünde und Schade, sagte der Bischof öffentlich an der Tafel, bei welcher der Generalvikar zugegen war, ein Subjekt zu verderben, das die bi-

schöffliche Sache mit so viel Wärme und Bündigkeit zu vertheidigen weiss.

Die endliche Entscheidung erfolgte sogleich. Herr Strehler wurde förmlich losgesprochen; Frau Riemerin von ihrem Manne getrennt; Riemer, nebst der Verurtheilung in alle Prozessunkosten und einer öffentlichen Abbitte an Herrn Strehler, auf drei Jahre in den grossen Bann gethan, und der Schuhflicker zu einer Kirchenbusse verdammt, vermöge welcher er in seinem Wohnorte drei Sonntage nacheinander Vormittags, eine schwarze Kerze in der Hand und mit blossen Füßen, zwei Stunden vor der Pfarrkirche stehen musste.

Herr Strehler wurde dem Bischof selbst vorgestellt, der ihm seines edlen Eifers für das Wohl der Kirche, und der bischöflichen Gerechtsame, und seiner profunden Kenntnisse wegen, grosses Lob ertheilte, ihn ansehnlich be-

schenkte, und ihm bei nächster Eröffnung eine angemessene Beförderung versprach.

Rierner verfiel über diese unerwartete Entscheidung in förmliche Raselei, schimpfte sich auf sein Weib und die Pfaffen heiser, und spie aus, wo er einen schwarzen Rock zu Gesichte bekam.

Herr Strehler war großmüthig genug, seinem Feinde die öffentliche Abbitte zu erlassen, und gewann dadurch in den Augen des Volkes alles wieder, was er bereits verloren hatte. Als aber der erste Bussonntag des Schuhflickers erschien, hielt er in der Pfarrkirche eine Strafpredigt über die Verläumdung, von so donnernder Beredsamkeit, dass die Herzen aller Anwesenden von Schauer und Schrecken erfüllt wurden.

Jeder scheute sich nun, mit dem geistlich gebrandmarkten Schuhflicker und dem exkommunizirten Rosshändler

zu reden, oder ein Gewerbe mit ihnen zu haben. Wer sie auf der Gasse von Weitem sah, ging auf die andere Seite. In den Schenken wurde ihnen nichts mehr eingeschenkt, weil kein Mensch sich an den Tisch setzen, an welchem sie waren, oder nur in dem nämlichen Zimmer bleiben wollte.

Der Schuhflicker, um nicht Hungers zu sterben, erhing sich im Walde an einem Eichbaume.

Der Rosshändler, ebenfalls seines Lebens überdrüssig, war schon ein paar-mal im Begriffe, das Nämliche zu thun. Endlich kam ihm der glückliche Gedanke, Haus und Garten zu verkaufen. Er zog mit seinen Habschaften nach ***, und wurde lutherisch, und das aus dem einzigen Grunde, weil, wie er sich auf gut rosshändlerisch ausdrückte, die lutherischen Pfaffen doch unmöglich so grosse Spitzbuben seyn könnten, als die katholischen.

Für Herrn Strehler ereignete sich bald der Fall, sich für seinen Eifer nach Verdienst belohnt zu sehen. Auf einem der bischöflichen Güter wurde eine Pfarre von mehr als zweitausend Gulden jährlicher Einkünfte erledigt. Er erhielt sie ohne Schwierigkeit. Weil er's nun seinen Umständen sehr zuträglich fand, sich einmal zu fixiren, so nahm er die Frau Riemerin als Wirthschafterin zu sich, unter dem frommen Vorwande, sich einer verlassenen Wittwe anzunehmen.

Um im Falle einer neuen Anklage gesichert zu seyn, hielt er eine andere Abhandlung in Bereitschaft, in der er durch Uebereinanderhäufung von täuschenden Gründen, die Verbindlichkeit weltlicher Fürsten darthat, ihre Verordnungen und Gesetze dem *Placitum episcopale* zu unterwerfen.

Als der Rosshändler die neue Verbindung inne wurde, drohte er, hin-

zureisen, und Beiden die Füße abzuschliessen. Aber bis jetzt haben Frau Riemerin und Herr Strehler noch immer ihre gesunden Füße.

Sechs und dreissigstes Kapitel.

*Hannchen reist in die grosse Stadt
zum Herrn Vetter.*

Hans Reiter hatte an seinen Herrn Vetter, und Hannchen an die noch unbekannte Frau Tante in die Hauptstadt einen sehr artigen Brief geschrieben. Die Antwort verkündigte eine Frau von Geist, Geschmack und edler Denkungsart. Hannchen war über den unvergleichlichen Brief wie ausser sich, und brannte vor Ungeduld, die lebenswürdige Frau Tante persönlich kennen zu lernen.

Anne Reiter hatte ihre Tochter, als ein wohlhabendes Bürgersmädchen, auf

einen ziemlich prächtigen und , nach schwäbischer Art , zugleich soliden Fuss ausstaffirt. Hannchen war reisefertig. Da Hans Reiter seines Weinhandels wegen in einen Streit verwickelt war , und also sein Mädchen nicht selbst nach M. . . begleiten konnte , so wurde eine Base , eine verwittibte Bierbrauerin , ersucht , dieses Geschäfte auf sich zu nehmen. Nun wurde nur noch ein Schiff erwartet , das nach M. . . ging.

Nur auf vieles Bitten erhielt Hannchen die Erlaubnis , von Bergern Abschied zu nehmen. Sie fand ihn gerade bei gutem Verstande. Bringen Sie mir Trost , meine Theure ? sagte er , als sie ins Zimmer trat , und streckte seine Hand nach ihr aus. „ Bin ich das im Stande , lieber Berger ? “ O ja , Sie , nur Sie sind mir alles , Trost , Ruhe , Wiedergenesung , Leben ! Werden Sie doch nur bald wieder gesund ! sagte sie mit einem Lächeln , einem Blicke ,

aus dem ein ganzes Herz voll unaussprechlicher Liebe sprach. Lieben Sie mich denn wirklich? unvergleichliches Mädchen! rief Berger, und streckte beide Arme nach ihr aus. Sie drückte einen Kuss auf seine Lippen, und sagte: Ich liebe Sie! Werden Sie nur bald wieder gesund! „Sie können mich verlassen, und wollen doch, dass ich gesund werden soll?“ Um Sie bald wieder, um Sie in Ihrer vollkommenen Genesung wieder zu sehen! — Er sah sie eine gute Weile mit einem starren, warm und heftig hinblickenden Auge an. Darauf sprach er etwas verwirrt, und in einem Augenblicke war's um seine Vernunft gethan. Hannchen verliess ihn unter Thränen, und liess ihm ein schönes Uhrband auf dem Tische zum Andenken zurück.

Den nämlichen Tag kam das Schiff an. Hans Reiter gab auf den Abend seinen Freunden und Bekannten einen

Abschiedsschmaus. Den andern Tag um 7 Uhr war die Abreise festgesetzt. Schon um 6 Uhr Morgens wimmelte es in Hans Reiters Haus von Bekannten und Nachbarn. Hans und Anne nahmen ihr liebes Hannchen noch zu sich in die Schlafkammer, und gaben ihr Verhaltungslehren. Sie kamen aus dem Herzen zärtlicher, rechtschaffener Eltern, und enthielten erbauungsvollere Weisheit, als hundert Folianten von Moralsystemen. Hannchen warf sich ihren Eltern zu Füßen, schüttete in Thränen den kindlichen Dank ihres Herzens aus, und bat um ihren Segen. Der Segen deines Vaters, rief Hans Reiter, Thränen im Auge, vereinbart mit dem Segen unsers himmlischen Vaters, ruhe auf dir, mein Kind! Er hob Hannchen auf, und küsste sie. Anne that desgleichen. Nun giengen sie wieder voll heitern Muthes zur Gesellschaft. Unter einer zahlreichen Beglei-

tung begaben sich unsere Reisende an das Ufer, und bestiegen unter tausend Segenswünschen das Schiff. Es stiess vom Lande. Die Begleitung sah und winkte nach. Hannchen blieb herzlich auf dem Hintertheile des Schiffes stehen, und liess noch in der Entfernung ein weisses Schnupftuch in die Luft flattern. Der Fluss wand sich in einer scharfen Krümmung um den Fuss eines Berges; noch einmal flatterte das weisse Schnupftuch; das Schiff verschwand aus den Augen.

Ende des ersten Theils.

1. Die erste Aufgabe ist die, die
 die Natur der Sache zu verstehen.
 2. Die zweite Aufgabe ist die, die
 die Natur der Sache zu verstehen.
 3. Die dritte Aufgabe ist die, die
 die Natur der Sache zu verstehen.
 4. Die vierte Aufgabe ist die, die
 die Natur der Sache zu verstehen.
 5. Die fünfte Aufgabe ist die, die
 die Natur der Sache zu verstehen.
 6. Die sechste Aufgabe ist die, die
 die Natur der Sache zu verstehen.
 7. Die siebente Aufgabe ist die, die
 die Natur der Sache zu verstehen.
 8. Die achte Aufgabe ist die, die
 die Natur der Sache zu verstehen.
 9. Die neunte Aufgabe ist die, die
 die Natur der Sache zu verstehen.
 10. Die zehnte Aufgabe ist die, die
 die Natur der Sache zu verstehen.

Die Natur der Sache zu verstehen.

1. Die erste Frage ist: Was ist die
 Bedeutung der Begriffe „Kunst“ und „Kunstwerk“?
 2. Die zweite Frage ist: Was ist die
 Bedeutung der Begriffe „Kunst“ und „Kunstwerk“?
 3. Die dritte Frage ist: Was ist die
 Bedeutung der Begriffe „Kunst“ und „Kunstwerk“?
 4. Die vierte Frage ist: Was ist die
 Bedeutung der Begriffe „Kunst“ und „Kunstwerk“?
 5. Die fünfte Frage ist: Was ist die
 Bedeutung der Begriffe „Kunst“ und „Kunstwerk“?
 6. Die sechste Frage ist: Was ist die
 Bedeutung der Begriffe „Kunst“ und „Kunstwerk“?
 7. Die siebte Frage ist: Was ist die
 Bedeutung der Begriffe „Kunst“ und „Kunstwerk“?
 8. Die achte Frage ist: Was ist die
 Bedeutung der Begriffe „Kunst“ und „Kunstwerk“?
 9. Die neunte Frage ist: Was ist die
 Bedeutung der Begriffe „Kunst“ und „Kunstwerk“?
 10. Die zehnte Frage ist: Was ist die
 Bedeutung der Begriffe „Kunst“ und „Kunstwerk“?

Die Kunst ist eine Wissenschaft.

Kratter, Franz, 1758-1830

Das Schleifermädchen aus Schwaben

Bd.: 1

Frankfurth am Mayn (1796)

Rem.IV 2487-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10781678-7

VD18 8005708